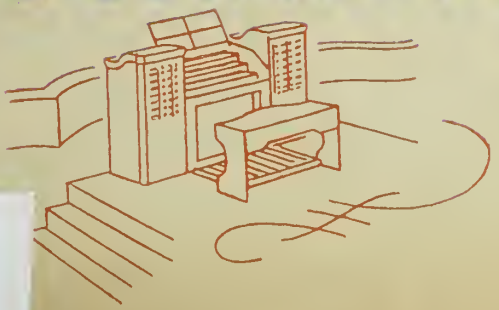
HANS COMMENDA

GESCHICHTEN UM Anton Bruckner



Music
780.92
B888
C734
1940

405281 – 10
3 [illegible]. 6 –

Digitized by the Internet Archive
in 2017 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/gesichichtenuman01comm

Geschichten
um
Anton Bruckner

Gesammelt
und frei den Quellen nacherzählt
von
Hans Commenda

Verlag H. Muck, Linz-Donau

Alle Rechte vorbehalten

Published under Military Government Information Permit No. 154

Printed in Austria
Gedruckt bei R. Kiesel zu Salzburg

780.72
B89y
C734
1940

Vorwort

Am 18. März 1892, als die Schatten des nahen Endes schon sein Alter umdüsterten, wurde Bruckners III. Symphonie durch Lamoureux in Paris zu glänzendem Erfolg gebracht. Unter den vielen begeisterten Hörern saß auch eine serbische Fürstin. Tief ergriffen brach sie schließlich in die Worte aus: „Schade, daß dieser Bruckner so gar nicht Reklame zu machen versteht. Wenn alle jene, deren Namen jetzt die Zeitungen mit Jubel erfüllen, längst vergessen sind, wird dieser Adler erst seine Schwingen entfalten!"

Heute, fünfzig Jahre nach des Meisters Tode, hat sich dieses Seherwort erfüllt. Bruckners Name klingt in allen Erdteilen, sein Werk ist Gemeingut aller Kulturvölker und immer noch steigt sein Stern. Der unerschütterliche Glaube an die eigene Sendung „Non confundar in aeternum" (Ich werde in die Unsterblichkeit eingehen), den er im Tedeum so nachdrücklich bekennt, hat wirklich Berge versetzt: Nach einem Leben voll Demütigung und Verkennung umstrahlt heute der Glanz des Triumphes Bruckners Namen und Bruckners Werk.

Freilich, dem Wunschbilde eines reckenhaften Siegers entspricht Bruckner weder in der äuße-

ren Erscheinung noch im inneren Wesen. Und doch war auch er ein wahrhaft heldenhafter Streiter um höchste Ziele. So äußerte er einmal nach dem Lesen eines Zeitungsberichtes: „Die wolln, daß ich anders schreib. Ich könnt's ja auch, aber ich darf's net! Unter Tausenden hat mich Gott begnadigt und grad mir das Talent geben. Ihm muß ich einmal Rechenschaft ablegen. Wie ständ i dann vor unserm Herrgott da, wann i den andern folgert und net ihm!"

Dem duldenden Menschen und kämpfenden Künstler Bruckner ist dieses Buch gewidmet. Seltsame Gegensätze trafen in ihm zusammen. Rührende Einfalt des Herzens stand neben höchster Wissenschaft der Kunst. Kindliche Gläubigkeit wechselte mit faustischem Ringen. Unbegreifliche Weltfremdheit paarte sich mit tiefster Erkenntnis, gewollter Weltverzicht mit trutziger Selbstbehauptung. Zartes Gemüt steckte in rauher Schale und goldener Humor barg sich in derbem Wort.

Die Zeitgenossen waren meist nicht imstande, solch krasse Gegensätze völlig zu versöhnen. Dazu fehlte ihnen eben der nötige Abstand. So nahmen sie den Menschen und damit auch den Künstler Bruckner lange Zeit nicht für voll. Wie soviele unserer Großen ging daher auch der Meister aus Ansfelden im Grunde einsam seinen Lebenspfad, den wenig Rosen, aber viele Dornen säumten.

Auf diesem mühseligen Erdenwallen sollen ihn nun die folgenden kleinen Geschichten begleiten. Sie sind alle gut belegt, wenngleich nicht immer wörtlich zu nehmen. Sie klingen meist heiter,

lassen aber den ernsten Grundton nie ganz vergessen. Sie bleiben jede für sich selbständig, bilden indes zusammen eine natürliche Einheit.

Gewiß, ein geschlossenes Lebensbild oder gar eine erschöpfende Würdigung des Meisters können solch kurze Augenblicksaufnahmen nicht vermitteln. Vielleicht ist aber gerade diese lose Folge von volkstümlich erzählten Geschichten um Anton Bruckner geeignet, den großen Landsmann seinen Landsleuten so nahe zu bringen, wie er es verdient. Damit wäre ihr Zweck voll erreicht.

Geschrieben im Brucknerzimmer des Pfarrhofes zu Steyr am Todestage des Meisters.

Hans Commenda

Wie so viele große Männer unseres Volkes stammt auch Anton Bruckner aus höchst bescheidenen, aber kerngesunden Verhältnissen. Am 4. September 1824 wurde er als erstes Kind des Dorfschulmeisters zu Ansfelden bei St. Florian geboren. Schon der Säugling zeigte sich für Musik höchst empfänglich. Er war durch einige Akkorde, die der Vater auf dem wurmstichigen Spinett anschlug, stets schnell zu beschwichtigen.

Wetterhart und entbehrungsvoll wuchs der Knabe in der immer zahlreicher werdenden Familie auf. Seine musikalische Begabung wurde früh erkannt. Schon mit vier Jahren spielte „Tonerl" „auf aner klan rotn Kindergeign", wie sie auf dem Linzer Jahrmarkt verkauft wurden, dem Herrn Pfarrer vor und wurde dafür mit Obst beschenkt. Seine Gespielen, fast lauter Bauernkinder, entsannen sich noch nach einem Menschenalter: „Liadln hat er viel gwißt und alleweil was pfiffen, was ma net kennt hat." Schon der Knabe Bruckner ging also musikalisch eigene Wege.

Über den Schulbesuch äußerte sich Bruckner selber einmal mit folgenden Worten: „In d'Schul bin i nia gern ganga, desto liaber aber aufn Kirchenchor zum Singa. Das war ma alleweil 's Höchste!" Mit einer hohen, klaren Sopranstimme begabt, trat Bruckner zuerst als Kirchensänger vor eine — allerdings noch recht bescheidene — Hörerschaft.

Tonerls Schuhe

Bruckners Mutter Thereſia war nach ſeinem eigenen Ausſpruch eine „reſolute Perſon“. Sie mußte es wohl auch ſein, denn die Zahl ihrer Kinder war groß und das Einkommen ihres Mannes klein. Da galt es, entſchloſſen den Kampf ums liebe Brot aufzunehmen und die paar Kreuzer hübſch zuſammenzuhalten. „Tonerl“, ihr Erſtgeborener und beſonderer Liebling, hatte als ſechsjähriger Knabe zwei Paar Schuhe, eines mit dünnen, eines mit dicken Sohlen. Eines Tages nun ſollte Tonerl zum „Äpfelklauben“ die derben, ſchweren Schuhe anlegen. Er wollte aber durchaus die bequemeren leichten nehmen und redete ſich aus, daß die andern viel zu ſchwer ſeien. Die Mutter verſuchte es zuerſt mit guten Worten, dem echt oberöſterreichiſchen „Moſtſchädl“ ihres Sprößlings beizukommen. Endlich riß ihr aber die Geduld: „Wart, ich werd ſie dir gleich leichter machen, die Schuhe!“ rief ſie erboſt und verabreichte dem widerſpenſtigen Buben „feſte Wichs“. „Und richtig warn ſ' nachher glei weit gringer, die Schuh!“ erzählte der Meiſter zwei Menſchenalter ſpäter, pfiffig ſchmunzelnd und insgeheim ſtolz auf ſeinen ſchon in erſter Jugend bekundeten „Dickſchädel“.

Selber kaum elf Jahre alt, mußte Bruckner schon seinen vielbeschäftigten Vater, den Schulmeister von Ansfelden, manchmal im Unterrichte vertreten und die jüngsten Schulkinder beaufsichtigen. Mit heiligem Ernst versah er dieses wichtige Amt und hielt dabei streng auf Zucht und Ordnung. Unnachsichtig schrieb er die Namen aller, die sich etwas zuschulden kommen ließen, auf die Tafel, damit der Vater nach seiner Rückkehr das „Weitere" veranlasse. Nur der Name eines kleinen Bauernmädchens erschien niemals auf dem schwarzen Brett. Die hatte es als „erstes Flämmchen" dem Tonerl angetan. Über solche Bevorzugung ärgerte sich Bruckners jüngere Schwester Sali so sehr, daß sie bewußt Unfug trieb und absichtlich Unruhe stiftete, sobald Tonerl wieder einmal die Aufsicht führte. Da schonte dieser auch die Schwester nicht und setzte entschlossen ihren Namen auf die Schandliste. Sie erhielt denn auch darob vom Vater eine so handgreifliche Lehre, daß sie sich fortan jedesmal krank stellte, wenn der gestrenge Bruder wieder einmal „Lehrer spielte".

Einmal und nie wieder!

Durch seine pflichtgemäße fleißige Mitarbeit beim Einbringen der Ernte im Pfarrhof zu Ansfelden hatte der zwölfjährige Bruckner auf einmal Geschmack an der Landwirtschaft gefunden. So war es denn eine Zeitlang sein idealer Lebenszweck, „Gutsbesitzer" zu werden. In solche Wunschträume eingesponnen, setzte er es auch durch, daß er einmal bei einer richtigen Jagd „mitgehen" durfte. Freilich mußte er dabei nur allzu schnell erkennen, daß er für das edle Weidwerk ganz und gar nicht taugte. Bruckner, der nie ein Tier schlagen, geschweige denn töten konnte, erfuhr als Nimrod einen jammervollen Schiffbruch. Eineinhalb Menschenalter später hat er einmal das Ergebnis dieser ersten und letzten Jagd seines Lebens in die humorvollen Worte zusammengefaßt: „Die armen Gschöpferln ham ma halt leid tan und das Fazit von der Jagd war, daß i bald an Böhm derschossen hätt!"

Erstes Orgelspiel

Das erste Instrument, das Bruckner „lernte", war die Geige. Auf ihr „kratzte" er schon mit vier Jahren herum, brachte es auch bald zu beachtlicher Fertigkeit, war jedoch nie mit dem Herzen dabei. Dies gehörte eben der Königin der Instrumente, der Orgel. Daher machte er denn auch in diesem Fach erstaunliche Fortschritte. Mit dreizehn Jahren durfte er bei einem Besuche in St. Marienkirchen zum ersten Male eine „Messe" von Josef Preindl zum Gottesdienste aus dem bezifferten Baß begleiten. Der junge Bruckner fühlte sich dabei schon „ganz in seinem Element" und hat „auch schon am Pedal ganz ferm" die Orgel „in schönen Präludien" zum Erstaunen aller Hörer „frei bearbeitet". So berichten wenigstens die Zeitgenossen, die ganz paff darüber waren, wie kühn der „Schulmeister-Tonerl" schon damals in Improvisationen schwelgte.

Von nun an war die Orgel Bruckners ausgesprochenes Lieblingsinstrument. Seine Spielfertigkeit entwickelte sich so rasch, daß sein Violinlehrer Gruber eines Tages in die Worte ausbrach: „Jetzt gib i dem Sackara alleweil auf der Violin Unterricht und auf einmal is a fermer Organist draus wordn!"

Im Orgelfach nur „gut"

Der sechzehnjährige Bruckner besuchte 1840/41 den „Präparandie-Kurs" (Lehrerbildungsanstalt) in Linz und beendete ihn mit vorzüglichem Erfolge. Nur im Orgelfach erhielt er am 30. Juli 1841 bei der öffentlichen Musikprüfung an der k. k. Normalhauptschule zu Linz bloß die Note „gut". Diese Begutachtung empfand Bruckner, der zeitlebens viel auf Prüfungen und Zeugnisse hielt, als drückende Schmach. So ruhte er denn nicht eher, bis sie getilgt war.

Als er nun 1845 die Schlußprüfung für Oberlehrer an Hauptschulen in Linz ablegte, bat er beim Orgelkonkurse seinen einstigen gestrengen Professor Dürrnberger um ein schwieriges Thema. Das führte er denn kontrapunktisch in Form einer Improvisation so meisterhaft durch, daß der entzückte Dürrnberger, längst selber ganz bestürzt über sein einstiges „gut", mit tausend Freuden nun ein großes „sehr gut" in das Prüfungszeugnis des glückstrahlenden Bruckner schrieb.

Giuseppe Verdi, der größte Opernkomponist Italiens, wurde einst bei der Aufnahmsprüfung in die Musikhochschule von Mailand als „vollständig unmusikalisch" zurückgewiesen. So schlimm ist es nun Bruckner nicht ergangen. Immerhin bleibt es ein seltsamer Spaß der Geschichte, daß der größte Orgelmeister und Improvisator seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten bei seiner ersten Prüfung „im Orgelfach nur gut" erhielt.

Es ist wohl ein hartes Los die Schulmeisterei!

Seine erste Anstellung fand Bruckner als Schulgehilfe in dem weltfernen Mühlviertler Flecken Windhaag an der Maltsch. Das gerade nicht beneidenswerte Tagewerk sah ungefähr so aus: Frühmorgens (im Sommer um 4, im Winter um 5 Uhr) hieß es den Tag anläuten und mähen, dann den Pfarrer ankleiden, Orgel schlagen, Wein holen, ministrieren, die Kleinen „praktizieren" (unterrichten), viel Noten schreiben, speisengehen (den Priester auf den Versehgängen mit brennender Laterne und Glöckchen begleiten), nach dem Schulehalten aber „heugen" (Heu rechen), dreschen, Erdäpfel graben, ackern, schließlich abends „Gebet läuten" und zum Schluß um 9 Uhr „den Huß ausläuten" (letztes Glockengeläut am Abend besorgen).

Dabei entsprach die Verpflegung keineswegs solch harter Arbeit. Als Frühkost hatte Bruckner die landesübliche „Säursuppen" (Saure-Milch-Suppe) „mitn Mensch" (mit der Stallmagd zusammen) einzunehmen, das recht schmale Mittagmahl aber mit den gesamten „Hausleuten" (Dienstboten) zu teilen. Es bestand aus „Brennsuppen" (Einbrennsuppe), „Brein" (Hirsebrei) mit Kraut oder aus „Magnnudeln" (Mohnnudeln), hie und da auch Mehlknödeln. Nur zweimal in der Woche gab es Fleisch, nämlich sonntags Rindfleisch mit Krenn, sonst „Schweinernes" oder „Gselchts" (Rauchfleisch) mit Erdäpfeln und Kraut.

„A Häferl dreimal aufgwarmts Kraut zum Nachtmahl," stöhnte der leiblichen Genüssen keineswegs abholde Bruckner da mehr als einmal. „Herrgott, wann i dös nur nimmer essen müassat!" Und es ist kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen ein Bauer einmal zu ihm sagte: „Na, i lassat kan meinigen Buam kan Ghülfen net werden, nu liaber an Schuaster!"

Eine unverhoffte Ohrfeige

Welch bescheidene Rolle ein Schulgehilfe im Vormärz spielte, das zeigt folgende Begebenheit. Beim „Angschirren" (Ankleiden) des Herrn Pfarrers passierte dem zerstreuten Bruckner in Windhaag das Mißgeschick, das Meßgewand verkehrt überzulegen, so daß der längere Teil nach vorne kam. Der Pfarrer bemerkte das Versehen erst, als er auf dem Wege zum Altar über sein sonderbares Meßkleid stolperte, sich beim Ersteigen der Altarstufen auf den Saum trat und dabei um ein Haar mitsamt dem Allerheiligsten niedergefallen wäre. Während der Messe stieg ihm dann das steife, viel zu lange Tuch beständig bis zum Hals hinauf. So war er bei der Rückkehr in die Sakristei keineswegs rosiger Stimmung und versetzte dem ahnungslos dort wartenden Schulgehilfen noch vor dem „Ausgschirren" eine schallende Ohrfeige. Bruckner erschrak tödlich, da er sich die Ursache dieser Züchtigung zunächst gar nicht erklären konnte.

Schon Bruckners Vater war ein „Spielmann" (Volksmusiker). Um sein karges Schulmeistergehalt zu erhöhen, „is er in der Nacht viel Tanzln geigen ganga", wie der Sohn berichtet, der wegen seiner Anstelligkeit auch zu dieser Betätigung schon frühzeitig herangezogen wurde. Bruckner lernte so die eigenartige und durchaus nicht einfache Kunst des „Landlageigens" gründlich kennen. In Windhaag waren meist der Weber Johann Sücka und dessen Sohn Franz seine Mithelfer beim „Aufmachen" (Aufspielen). Zum „Kranzltanz" (Vorabend der Hochzeit), anläßlich von „Hochzeiten", „Kirchtagen" (Kirchweihfesten), „Rockaroasen" (Spinnstuben) und „in die Faschingtäg" fiel so manch hochwillkommener Gulden ab. Verdiente doch der Spielmann Bruckner bei solch einer Gelegenheit in einer Nacht mehr als der Schulgehilfe Bruckner in der ganzen Woche! „Ja, was hätt i denn toan solln?" bemerkte der alte Bruckner einst rückschauend auf seine Windhaager Zeit. „In an Suntag hab i halt mein Musi (Geige) unter d' Irxen (Achsel) gnuma und bin ins Wirtshaus ganga fideln!" Ein leichtes Brot war das Tanzgeigen aber keineswegs! Nicht selten, wenn der Schlaf ihn dabei übermannte, schreckte ihn der scharfe Spottruf eines übermütigen protzigen Tänzers wieder auf: „Spielleut, ös Lumpen, sads net so fäul!" Gleichzeitig flog freilich auch ein klingender Silberzwanziger auf das „Spielmannschor".

Als Bruckner einst an der Spitze des Hochzeitszuges die Paare von der Kirche zurück ins Wirtshaus geleitete, froren ihm durch das Schneegestöber die Finger steif. Er mußte die Geige absetzen, seine Mitspieler hörten daher ebenfalls auf. Da warf ihm der erboste Brautführer das Wort „Gauner!“ hin. Diese Schmähung konnte Bruckner zeitlebens nicht vergessen. Ebensowenig freilich die Weisen der bodenständigen oberösterreichischen Landlatänze, die in den Scherzis seiner Symphonien, wundersam verwandelt, Urständ feiern.

Es geistert!

Eines späten Abends saßen der Herr Pfarrer, der Herr Schulmeister, der Bader und der Kramer beim „Oberen Wirt" zu Windhaag an der Maltsch am gewohnten Stammtisch einträchtig zusammen. Da stürzt plötzlich der Pfarrerknecht mit dem Schreckensruf in die Wirtsstube: „Im Freidhof (Friedhof) geht's um!" Die Honoratioren eilen auf den nahen Schauplatz des unheimlichen Geschehens, und siehe da: zwischen den Gräbern bewegen sich züngelnd gespenstische Flämmchen hin und her! Rasch hat sich die Schreckenskunde von dem unheimlichen Spuk im Ort herumgesprochen, die Menge der zaudernden Zuschauer wird immer größer. Endlich wagt ein Beherzter den Gang in den Friedhof und ... das Rätsel ist gelöst. Der Herr Schulgehilfe Bruckner hatte einem Dutzend Krebse Wachsstockkerzchen auf den Rücken geklebt, die Dochte entflammt und die Tiere zwischen den Gräbern freigelassen. Von weiteren Folgen dieses losen Streiches ist nichts überliefert. Wir dürfen aber kaum fehlgehen, wenn wir in dieser gelungenen Rache Bruckners an seiner unverständigen Windhaager Umgebung den Tropfen sehen, der den Leidensbecher zum Überlaufen brachte: Bruckner wurde „strafweise" von Windhaag nach Kronstorf an der Enns versetzt und erhielt damit einen viel besseren und angenehmeren Posten.

Der Schneider auf der Roas!

Als Schulgehilfe in Kronstorf an der Enns lernte Bruckner bei seinen häufigen Besuchen in St. Florian auch den eben aufkommenden vierstimmigen Männergesang kennen. Immer lernbegierig, rastete er nicht, bis er richtig in Kronstorf „sein Quartett" beisammen hatte, in welchem er begeistert ersten Baß sang. Das befreundete, sehr wohlhabende Haus Födermayer nahm die Sänger herzlich auf. Bald waren sie in der ganzen Gegend gern gesehene, bei allen Festlichkeiten hochwillkommene Gäste. Besonders der launige Vortrag des heiteren Viergesangs „Der Schneider auf der Roas!" wurde stets bejubelt.

Der Schöpfer der erhabensten Kirchenmusik und der gewaltigen Symphonien ist also als Gesangshumorist zum erstenmal vor die Öffentlichkeit getreten!

Genie ist potenzierte Arbeitskraft!

Niemand Geringerem als Napoleon I. wird dieser Ausspruch zugeschrieben. Er gilt aber ebenso für Bruckner, der all seine Erfolge in erster Hinsicht einer eisernen Beharrlichkeit verdankte. Als Schulgehilfe in Kronstorf an der Enns stand ihm ein, wenngleich sehr minderwertiges, Klavier zur Verfügung. Bruckner verschlang nun J. S. Bachs Präludien und Fugen mit wahrem Heißhunger. Sein musikalisches Morgengebet am Flügel begann er meist schon um vier Uhr. Ein anderes Mal „verspielte er sich gleich bis in die Fruah!" In ehrlicher Selbsterkenntnis erzählte der Meister später von diesen Tagen: „Die alte Frau Lehofer derbarmt ma heint nu, wie s' oft um eins in der Nacht aufgstanden ist und mi vom Klavier weggejagt hat. ‚Aber um Gottswilln, Herr Bruckner,' hat s' dann gjammert, ‚hörn S' do endling amal auf mit dem Klavierpempern und gengan S' ins Bett!' Es hat ma ja recht leid tan, daß i s' alleweil im Schlaf gstört hab. Aber am nächsten Tag hab i's do akkrat wieder so gmacht. I hab mi halt net derhalten kinna!" Und verlegen entschuldigte der Meister so sich, seinen zähen Fleiß und glühenden Lerneifer.

Der Regenschori im Stifte St. Florian, Traumihler, wachte getreu und gestrenge über die Kirchlichkeit des Orgelspiels. Dabei hatte er mit dem Stiftsorganisten Bruckner nicht selten seine liebe Not. Wenn der an seiner geliebten Orgel saß, ging er so im Spiele auf, daß er Raum und Zeit vergaß und den wohlgeregelten Ablauf des Gottesdienstes gefährdete. Da wußte sich dann der brave Traumihler nimmer anders zu helfen, als daß er Bruckner mit dem Taktstock tüchtig auf die Finger klopfte und ihn gleichzeitig mit den mahnenden Worten: „Gehst, gehst!" aus seinem siebten Musikhimmel herunterrief.

Ein besonderes Stück leistete sich Bruckner einmal in der Karwoche. Da fand am Mittwoch, Donnerstag und Freitag nachmittags in der Stiftskirche die sogenannte „Pumpermetten" statt. Einzelsänger und Chor trugen dabei abwechselnd die „Lamentationes" (Klagegesänge) vor. Bruckner begleitete auf besonderes Ersuchen Traumihlers auf dem Harmonium. Zuerst spielte er so schön, reich und vollendet, daß alles entzückt war. Aber bald kam der Geist über ihn und er fing an, die Gesangsmelodie als Orgelthema in das kunstvolle Gewebe einer Orgelimprovisation zu verflechten. So sattelfest die Sänger waren, diesmal konnten sie bei solcher „Begleitung" nur mit größter Mühe ihre Aufgabe zu Ende führen. Bruckner wurde nie mehr zur Begleitung der Pumpermette aufgefordert.

Aloisia Bogner, Tochter des Schulmeisters von St. Florian, entflammte als erste ihres Geschlechtes das ewig junge Herz Bruckners zu voller Glut. In zierlichster Form widmete er ihr „Liebeslieder", ja sogar einen „Steirischen". Verstohlen steckte er diese Angebinde der Angebeteten ins Fenster und bat sie dabei immer nur bescheiden, ihm „gut" zu sein. Eines Tages aber gestand er ihr doch seine Gefühle mit den seltsam überschwenglichen Worten: „Wann Sie meine Frau werden möchten, tät i Ihna einsperren!" (Er meinte „wie meinen Augapfel hüten!") „Da mag i Eahna nimmer!" erwiderte Aloisia sogleich, da sie offenbar keine Lust hatte, ihr weiteres Leben in einer Art Harem zu vertrauern.

Bruckner suchte Trost in seiner geliebten Kunst. Er schrieb sich in einer kantatenartigen Tondichtung „Entsagen" das Liebesleid von der Seele. Erst nach vielen Jahren sah er bei einer Primiz in St. Florian die einst Geliebte als Frau eines anderen wieder. Freundschaftlich ging er ihr entgegen und sagte schmunzelnd: „Sie sand meine erste richtige Flamme gwesen!"

Wo ist nur der Orgelschlüssel?

Als getreuer Jünger der hl. Cäcilia hielt Bruckner gewissenhaft daran fest, den Namenstag der Orgelheiligen würdig zu begehen. Im Jahre 1852 schilderte er als Stiftsorganist bei einer solchen Cäcilienfeier das Leben der Heiligen in einer schwungvollen Rede, die in einem flammenden Toast ausklang. „Dabei hab i eigentli gar nix rechts über sie gwißt," gestand er hinterher verschämt. Auch Punsch wurde bei diesem Anlasse getrunken und, wie es scheint, ziemlich ausgiebig, denn beim späten Nachhausegehen verlor Bruckner den Schlüssel zur großen Stiftsorgel. „Da muaß i amal an ordentlichen Affen ghabt ham!" begründete er ehrlich diese Nachlässigkeit. Früh um sieben Uhr des nächsten Tages sollte er die „Chrismannin" schon wieder meistern! Aber wie den Schlüssel finden? Die Schulbuben halfen ihm aus der Patsche. Sie suchten und fanden den Ausreißer eben noch zur rechten Zeit.

Bewerbung um den Domorganistenposten in Olmütz

Im Sommer 1855 fühlte sich Bruckner als Hilfslehrer und Stiftsorganist zu St. Florian nicht mehr zufrieden. Er war wie ein Diener gehalten, durfte nur am Dienertisch essen und das geforderte Komponieren von Festkantaten und ähnlicher Gelegenheitsmusik leichter Art lag ihm ganz und gar nicht. So bedurfte es des dauernden Zuredens seiner Mutter, um ihn bei der Stange zu halten. Aber eines Tages bewarb er sich doch, ohne jemanden im Stift um Erlaubnis zu fragen, um den Posten des Domorganisten in Olmütz. Das schlechte Gewissen trieb Bruckner aber doch schließlich dazu, diese Eigenmächtigkeit dem Herrn Prälaten Mayr zu beichten. Da kam er aber schön an. „Was," fuhr ihn dieser an. „Zu die Tschechen willst gehn! Jetzt hilfst mir aber auf der Stell die Schuh ausziehn!" donnerte er ihn nieder. Bruckner tat es zitternd auf den Knien. „So!" setzte dann der Gestrenge fort: „Wirst jetzt noch einmal was ohne mein Wissen tun?" — „Na, Euer Gnaden!" stotterte der Eingeschüchterte.

Die Bewerbung blieb erfolglos. Auf die bloße Nachricht, daß der als Orgelspieler bereits gefürchtete Bruckner sich bewerbe, war die Organistenstelle noch vor Ablauf der Bewerbungsfrist schnell „unter der Hand" einem Protektionskind zugeschanzt worden.

Als am Morgen des 13. November 1855 der Orgel- und Klavierstimmer Alfred Just aus Linz den Herrn Stiftsorganisten Bruckner in St. Florian antraf, da war er nicht wenig erstaunt. Sollte doch am gleichen Tage durch ein öffentliches Orgelwettspiel im Linzer Dom die Besetzung der dortigen Organistenstelle entschieden werden. Verschüchtert durch die mißlungene Bewerbung um Olmütz hatte Bruckner sich gar nicht mehr getraut, in Bewerbung zu treten, obwohl er längst als der beste Organist landaus und landein bekannt war. Durch dringliches Zureden brachte ihn Just aber schließlich doch dazu, daß er „wie er ging und stand, im kurzen Röckerl", mit dem nächsten Wagen nach Linz hineinfuhr. Der erste Besuch galt dort seinem ehemaligen gestrengen Orgellehrer Dürrnberger, welcher die Prüfung zu leiten hatte. Der ließ seinen zaghaften ehemaligen Schüler gar nicht mehr los, versprach, in St. Florian, wo man auch von dieser Bewerbung nichts wußte, alles aufs beste zu regeln, und schleppte den immer noch bedenklichen Bruckner eigenhändig zur nachmittägigen Bewerbung in die Ignatiuskirche. Sämtliche angemeldeten Orgelspieler versagten bei der Bearbeitung ihres unmittelbar vor dem Spiel bekanntgegebenen Orgelthemas. Da zwang Dürrnberger mit den gebieterischen Worten: „Tonerl, du mußt, du mußt!" Bruckner auf die Orgelbank. Kaum hatte er die Finger auf den Tasten, so war jede Befangenheit von ihm gewichen. In der kunstvoll-

sten Gestaltung des gestellten Themas erwies er wahrhaft geniale Meisterschaft. Die gestrenge Prüfungskommission wie sämtliche Mitbewerber neigten und beugten sich widerspruchslos in tiefer Ergriffenheit vor solch überwältigender Überlegenheit. Und der gefährlichste Mitbewerber reichte Bruckner die Hand mit dem rührenden Bekenntnis: „Du bist der Tod aller!"

Der Abt von St. Florian stimmte diesmal mit Freuden zu. Bruckner wurde Domorganist in Linz und spielte am Maria-Empfängnis-Tage 1855 zum ersten Male beim Hochamte.

Ein eigenartiges Kompliment

Von dem Gehalt des Domorganisten allein konnte Bruckner aber nicht leben. So war er genötigt, Privatstunden im Klavierspiel und Gesang zu geben. Dadurch kam er in verschiedene Bürgerhäuser von Linz. So war er auch einmal bei einer wohlhabenden Familie zu Gast geladen. Das Essen war gut und reichlich. Bruckner hatte wie gewöhnlich einen gesegneten Hunger und ließ sich nach anfänglichem „Nötigen" und „Spreizen" die guten Bissen wohl munden. Nachher zeigte der Hausherr seinem Gaste mit etwas protzigem Stolze die mancherlei Schätze des Hauses. Der im geselligen Verkehr zeit seines Lebens unbeholfene und niemals die Unterwürfigkeit des einstigen Schulgehilfen überwindende Bruckner bemühte sich nach Kräften, alles gebührend zu bestaunen und zu bewundern. Schließlich trat der Gastgeber noch vor ein Gemälde in prunkvollem Rahmen, das ihn in voller Lebensgröße, schönstem Sonntagsstaat und Schmuck der Orden zeigte. Dann fragte er stolz: „Nun, Herr Domorganist, was sagen Sie dazu?" „Oh, ah, Ihre Wenigkeit, sehr gut troffen!" schmeichelte Bruckner, überzeugt, sich glänzend aus der Verlegenheit gezogen zu haben.

Orgelwettspiel Bruckner—Führer

Bei der Zentenarfeier von Mozarts Geburt in Salzburg (4. bis 6. September 1856) war Bruckner — damals als Domorganist in Linz bereits eine Berühmtheit — gebeten worden, die große Salzburger Domorgel zu spielen. Der Kirchenkomponist Robert Führer fand daran manches auszusetzen. So kam schließlich ein Orgelwettspiel Bruckner—Führer zustande. Ein anwesender Priester gab beiden ein Thema zur freien Bearbeitung.

Zuerst setzte sich Führer an die Orgel. Er variierte das Thema sehr ruhig und kurz. Dann kam die Reihe an Bruckner, der schon ungeduldig wartete. Er führte das Thema in allen Registern durch, gestaltete es zu einer großartigen Fuge und schloß unter begeistertem Beifall aller Hörer. Es gab keine Frage, wer gesiegt hatte.

Als Lateinschüler

Bruckner war zeitlebens ungemein wißbegierig und fleißig. Schon als Stiftsorganist in St. Florian hatte er sich die Grundbegriffe des Lateinischen angeeignet, um den Wortlaut der Kirchengesänge voll erfassen und entsprechend vertonen zu können. In Linz setzte er dann dieses Studium fort. Als „Lehrer" hatte er einen Gymnasiasten der siebten Klasse, dessen Vater er den Jahren nach mit Leichtigkeit hätte sein können. Trotzdem war auch in diesem Falle seine Hochachtung vor geistigem Wissen und seine Demut vor allen, die ihm irgendwie überlegen waren, so rührend, daß er, der vierzigjährige Domorganist und berühmte Orgelvirtuose, den siebzehnjährigen Jüngling stets „Herr Professor" ansprach.

Seelenarzt

Wenn der Linzer Bischof Franz Rudigier, ein sehr frommer, aber auch sehr streitbarer Diener der Kirche, sich wieder einmal von Sorgen und Aufregungen arg bedrückt fühlte, ließ er sich von Bruckner auf der Orgel vorspielen, um die seelische Fassung wieder zu gewinnen. Bruckner drückte das einmal so aus: „Der Herr Bischof braucht halt wieder amal a Kur. Wissen S', wann er so ganz voll Ärger is, daß er si(ch) nimmer auskennt, dann ruaft er mi(ch). Wann i dann a Stund an der Orgel sitz und eahm was vorspiel, is er allemal glei wieder gsund, sagt er."

Nach solch einer musikalischen Tröstung saß der Bischof einst noch lange in tiefen Gedanken. Dann trat er zu Bruckner, ergriff seine beiden Hände und sprach mit feuchten Augen: „Lieber Bruckner, ich habe nachgedacht, womit ich Sie für einen solchen Genuß würdig belohnen könnte. Ich habe es gefunden. Ich verspreche Ihnen hiemit eine Grabstätte, wo sie Ihnen am liebsten sein wird: unter unserer Orgel!"

Tatsächlich fand Bruckner unter einem von Crismann gebauten Werk seine letzte Ruhestatt. Freilich liegt er nicht unter der Linzer, sondern unter deren größerer Schwester, der Florianer Orgel, begraben.

Pfui Teufel!

Bruckner liebte wieder einmal heiß. Diesmal ist es eine schöne Linzerin. Ein zartes, blondes, liebes, gescheites Mädel aus guter Familie, eine Schülerin. Wenn der Meister ihr vorspielt, und das tut er gerne, dann sitzt sie stundenlang geduldig und bewundernd an seiner Seite. Sie ahnt die künftige Größe ihres Lehrers und erbittet sich von ihm eine erkleckliche Zahl von handschriftlichen Skizzen, Entwürfen und ähnlichen Kleinigkeiten. Bruckner glaubt seine Liebe erwidert und schwebt im siebten Himmel. Plötzlich wird er eines Tages daraus jäh und hart wieder auf die Erde hinabgeworfen. Und das kommt so. Eben hat er der Angebeteten seine schönsten neuesten Einfälle vorgespielt. Ehrfürchtig hat sie zugehört und dann, ja dann ihm unverblümt in dürren Worten mitgeteilt, daß sie demnächst einen wohlhabenden Linzer Bürgerssohn ehelichen werde. Da erhebt sich Bruckner, knallt den Flügel zu, geht zur Tür, sagt laut „Pfui Teufel!“ und ward in diesem Haus nie mehr gesehen.

Anton Bruckner ist wohl das berühmteste Mitglied und zugleich der berühmteste Chormeister, den die Liedertafel Frohsinn zu Linz in ihrer hundertjährigen Geschichte nachzuweisen vermag. Als Sänger freilich war Bruckner ohne Bedeutung. Er „tat beim zweiten Tenor mit", besaß aber keine schöne Stimme, obwohl er als Sängerknabe in St. Florian ganz prächtig Sopran gesungen hatte. Um so bedeutsamer war sein Wirken als Chormeister. Da führte er ein gestrenges, wohl auch etwas schulmeisterliches Regiment, studierte peinlich genau, achtete sorgsam auf deutliche Aussprache, richtige Atmung und war besonders auf ausgeglichenen Stimmklang bedacht. Die Bässe waren dabei sein Sorgenkind. „I hör kan Baß net!" lautete sein ständiger Jammer. Sein Steckenpferd aber war das Piano des Chores. Erschien es ihm zu wenig duftig, so tadelte er: „Dös klingt alleweil no wiar a Trompeten!" Beim pp ließ er sich so tief in die Kniebeuge nieder, daß er fast auf dem Boden saß. Wenn er so in Hemdärmeln dirigierte, fieberte jede Faser an ihm, er ging in seiner geliebten Musik auf. Bei besonders schönen Stellen geriet er so in Begeisterung, daß er geraume Zeit brauchte, bis er wieder aus dem Musenhimmel in den Probesaal zurückfand.

Einst war Bruckner mit einer ppp-Stelle des Chores gar nicht zufriedenzustellen. Er klopfte immer wieder ab. Da verabredeten sich die verärgerten Sänger, einfach bei dieser Stelle zu

ſtreiken, keinen Ton mehr zu ſingen und ſo ihrem pedantiſchen Chormeiſter ein Schnippchen zu ſchlagen. Geſagt — getan! Wie erſtaunt und betroffen aber ſtanden ſie da, als Bruckner ganz begeiſtert jubelte: „Ja, jetzt war's ſchön!“ Sein inneres Ohr hatte ihm, dem reinen Toren, die Vollendung vorgezaubert.

Der emsigen Chorleitertätigkeit Bruckners sollten die verdienten Erfolge nicht versagt bleiben. Schon beim Sängerfeste in Krems, wo sich am 29. und 30. Juni 1861 die deutschen Gesangvereine Österreichs zum ersten größeren Treffen fanden, erregte die Linzer Liedertafel Frohsinn Aufsehen. Die Genauigkeit, Sicherheit und Zartheit ihrer beiden Chöre „Waldeinsamkeit" von Storch und „Der Jäger Aufenthalt" von Becker unter Bruckners Stabführung wurden von einzelnen Kritikern noch höher eingeschätzt als die Darbietungen des Wiener Männergesangvereines unter Herbeck.

Den reichsten Lorbeer pflückte sich Bruckner noch im gleichen Jahre als Chormeister seines Linzer Vereines beim deutschen Sängerbundesfeste in Nürnberg. Zum ersten Male traten dort deutsche Gesangvereine aus aller Welt zum friedlichen Wettstreit an. Unter feierlicher allgemeiner Stille betrat die fünfzig Sänger zählende Linzer Liedertafel die Bühne der gewaltigen Sängerhalle. Alle waren von arger Aufregung erfaßt, am meisten der Chormeister Bruckner selber. Während schon die Noten verteilt wurden, beschwor er mit bebender Stimme den Vorstand und die Sangesbrüder, statt Kückens „Wachet auf!" lieber die „Waldeinsamkeit" zu singen, mit der in Krems der Vogel abgeschossen worden war. Solches Zagen wurde dem energischen Vorstand Hafferl zu bunt. Er packte Bruckner beim Rock, schleppte ihn förmlich mit Gewalt zum

Pult und gab das Zeichen zum Beginn. Und schon schmetterte Weilnböck mit dröhnendem Baß sein Solo „Wachet auf!“ in die weite Halle. Leider aber sang er in der Aufregung zu hoch. So mußte denn der aufgerufene Chor mit in die Höhe und der Solotenor Hoffelner im anschließenden Einzelviergesang gar hinauf bis ins hohe C! Aber er bezwang es mit leuchtender Kraft und ebenso gelang dem meisterhaft dirigierenden und dabei „wie ein Firmgöd“ schwitzenden Bruckner eine Meisterleistung seines Chores. Gerade die Höhenlage brachte das Werk zu zündender Wirkung. Brausender Beifall lohnte die Glanzleistung. Bruckner wurde mit Glückwünschen überschüttet. Herbeck fiel ihm in seiner Begeisterung gleich um den Hals und blieb fortan ein Künder seines Ruhmes wie Bereiter seines Weges.

Er hätte uns prüfen sollen!

Bruckner hatte seine Kenntnisse und Fähigkeiten gerne schwarz auf weiß bestätigt. So legte er — auf eigene Bitte — am 22. November 1861 am Konservatorium in Wien die Lehramtsprüfung aus Harmonielehre und Kontrapunkt ab. Er erklärte sich dabei bereit, einen ihm vorgeschriebenen musikalischen Gedanken sogleich auf der Piaristenorgel als Fuge durchzuführen.

Der berühmte Musiktheoretiker Sechter gab ihm also ein viertaktiges Thema an. Herbeck regte an, das Thema um weitere vier Takte zu erweitern und dadurch die Schwierigkeiten noch gewaltig zu steigern. Sechter, dem dies zu hart schien, lehnte ab. „Nun, wenn Sie es nicht tun, dann tu eben ich es!" meinte Herbeck, worauf Sechter ihn tadelte: „Sie Grausamer!"

Bruckner setzte sich an die Orgel. Er begann nicht sofort, sondern sammelte zunächst alle Geisteskraft, um die höchst schwierige Aufgabe zu überdenken. Dann aber führte er das lange Thema als freie Fuge so vollendet im Bau und so kühn in der Anlage durch, daß sich heller Jubel unter der Prüfungskommission erhob und Herbeck mit Tränen in den Augen das Urteil aller in die schönen Worte kleidete: „Er hätte uns prüfen sollen!" Die Kommission stellte Bruckner ein glänzendes Zeugnis aus. Abermals machte sich Herbeck zum Sprecher aller, als er ausrief: „Wenn ich den zehnten Teil von dem wüßte, was der weiß, wäre ich glücklich!"

Freigesprochen

Dem Linzer Theaterkapellmeister Kitzler gebührt das geschichtliche Verdienst, Bruckner aus der Einseitigkeit des Sechterschen theoretischen Regelwerkes zum lebenden blühenden Kunstwerk geführt zu haben. Seit dem Jahre 1862 unterwies er ihn in Orchestrierung und Formenlehre, bis er im Sommer 1863 nach Brünn verpflichtet wurde. Da fragte Bruckner den Scheidenden: „Wann werde ich freigesprochen?" Kitzler ging lachend auf diesen Gedanken ein: „Mein lieber Bruckner, das kann jeden Tag geschehen. Längst hast du, der Schüler, mich, den Lehrer, übertroffen. Es gibt wirklich nichts mehr, was ich dich lehren könnte!" Der ob solchen Lobes überglückliche Bruckner führte daher am 10. Juli 1863 seinen „Professor" samt Gemahlin im Triumphe zum „Jäger im Kürnberg", einem idyllisch am Waldrand gelegenen ländlichen Wirtshaus, eine Gehstunde von Linz entfernt. Dort erfolgte dann nach einem solennen Mahl in aller gebührlichen Form der feierliche Freispruch.

Von diesem Augenblick an ging Bruckner als selbstschöpferischer Künstler bewußt seinen eigenen Weg. Er fühlte sich „wie ein Kettenhund, der sich von seiner Kette losgerissen hat"! Er machte sich begeistert ans Werk — und so entstanden bald darauf der „Germanenzug", sein erstes großes weltliches Chorwerk, und die „d-moll-Messe", seine erste große kirchliche Schöpfung.

Zu seinem ersten Feste hatte der junge, rührige oberösterreichische Sängerbund ein Preisausschreiben erlassen, um geeignete Massenchöre zu bekommen. Bruckner hatte sich daran mit Erfolg beteiligt. So wurde denn am 5. Juni 1865 der „Germanenzug" unter Bruckners eigener Stabführung beim ersten oberösterreichischen Sängerbundesfeste uraufgeführt. Stürmischer Beifall lohnte den Schöpfer und zugleich Dirigenten. Trotzdem war der Meister höchst unbefriedigt und kaum zu bewegen, den Ehrensold von sechzig Gulden anzunehmen. Sein Chor hatte ja nur den zweiten Preis erhalten. Der erste war dem Wiener Rudolf Weinwurm für sein Chorwerk „Germania" zugesprochen worden.

Die Zeit hat dieses Urteil längst berichtigt. Weinwurms Werk ist längst versunken und vergessen. An ihm hat sich Helmesbergers Spottwort bewahrheitet: „Je ‚preiser' ein Chor gekrönt ist, desto ‚durcher' fällt er!" An Bruckner aber erfüllte sich ein anderes Wahrwort Helmesbergers: „Ich kenne keinen größeren Komponisten der Gegenwart als Bruckner!"

Die erste Messe

Den ersten großen Erfolg als Kirchenkomponist errang Bruckner mit seiner d-moll-Messe. Sie erklang am 20. November 1864 in der Linzer Domkirche — heute Ignatiuskirche — zum ersten Male. Der Linzer Bischof Franz Josef Rudigier, ein glühender Bewunderer und tatkräftiger Förderer Bruckners, hatte die Uraufführung ermöglicht. Die d-moll-Messe ist als einer der stolzesten Pfeiler der katholischen Kirchenmusik in die Jahrhunderte eingegangen. Wie sehr Rudigier von dem Werk ergriffen wurde, geht aus dem freimütigen Geständnisse dieses in tiefster Seele frommen Streiters der Kirche ergreifend hervor: „Die Musik hat mich so gefesselt, daß ich während ihres Erklingens nicht beten konnte!"

Die Mehrzahl der Mitwirkenden wurde von den Linzer Gesangvereinen gestellt. Bruckner dirigierte selbst und erhielt dafür seinen ersten Lorbeerkranz mit der Widmung:

„Von der Gottheit einstens ausgegangen,
Muß die Kunst zur Gottheit wieder führen."

Nach der Aufführung wurde dem Meister auch ein Huldigungsgedicht überreicht, dessen Anfangs- und Schlußzeile die Widmung des Ehrenkranzes bildeten. Es stammte wie dieser von Bruckners Freund und Bewunderer Moritz von Mayfeld.

Bruckner hielt seine Klavier- und Gesangstunden pünktlich und gewissenhaft, konnte, sofern er mit Güte allein nichts auszurichten vermochte, gelegentlich auch „fuchtig" werden, ja sparte im Bedarfsfalle auch mit einem festen Schulmeisterklaps auf die falsch greifende Hand nicht. Während des Unterrichtes pflegte er im Zimmer auf und ab zu gehen. Erzielte er bei seinen Schülern keine richtigen Erfolge, so verlor er die Freude am Unterricht und kürzte die Stunde dadurch, daß er sich selber ans Klavier setzte und phantasierte. Dabei rief er nicht selten aus: „Gelt, das is a schöner Gedanken, ja, wenn ma den nur gleich festhalten könnt!" Von seiner peinlichen Genauigkeit zeugt die eigenartige Tatsache, daß er einmal bei einer Schülerin drei Jahre lang auf ein und demselben Klavierstück herumritt. Von der Qual solcher Stundenfron zeugt der Umstand, daß Bruckner einmal von Müdigkeit überwältigt dabei schlafend vom Sessel fiel. Von seinem guten Herzen endlich und seinen seltsamen Erziehungskniffen zeugt schließlich der Bericht, wonach er das „kleine Brüderl" einer Schülerin dadurch vor drohender Züchtigung rettete, daß er es im nahen Märzenkeller bewirtete, und zwar so reichlich, daß er den jungen Gast schließlich höchstselber „buckelkraxen" nach Hause tragen mußte.

Als Junggeselle war Bruckner zeitlebens auf Gasthausverpflegung angewiesen. Seinem einfachen Wesen gemäß bevorzugte er stets die „Hausmannskost" der oberösterreichischen Heimat. „Hausgeselchtes mit Grießknödeln und Sauerkraut" war sein erklärtes Leib- und Lieblingsessen. Das war so allgemein bekannt, daß er in Steyr einmal drei Tage lang hintereinander in Privathäusern damit bewirtet wurde.

In den verschiedenen Linzer Gaststätten hatte er besondere Hausgerichte. Noch in den Wiener Jahren dachte er immer mit Freude und Sehnsucht an solche Linzer Leckerbissen zurück. Bruckner aß untertags wenig, am Abend aber konnten ihm die Portionen nicht groß genug sein: „Wann i arbeiten soll, muaß i auch gfuttert werdn!" pflegte er zur Entschuldigung zu sagen. So löffelte er beim „Schwarzen Bock" in Linz seelenruhig drei Teller Krebsensuppe und ließ sich zwei Portionen gefüllte Kalbsbrust oder am Freitag einen Eierfisch von acht (!) Eiern dazu trefflich munden. In ein anderes Linzer Gasthaus ging er „wegen der Fleckerlspeis". Wieder wo anders hatte es ihm das „Beinfleisch" angetan. Dort ließ er sich als „Nachspeis" einmal sechzehn (!) große „Zwetschkenpoveser" gut schmecken. „Abgschmalzene Nudeln", „Erdäpfelnudeln", „Zwetschkenknödeln" (jeder mit zwei Früchten gefüllt), „Apfelschlangel" und „Apfelradeln" waren weitere Linzer Lieblingsspeisen Bruckners.

Als Tischgetränk bevorzugte er in der Heimat

Apfel- oder „Landlbirn"-Most, in Wien Pilsner Bier.

Bruckner pflegte abends erst spät ins Gasthaus zu kommen, saß aber dann als richtiger „Pickan" noch lange mit den Freunden beisammen.

Wenn dann in schon recht vorgerückter Stunde einer aus der Gesellschaft zum Heimweg rüstete, widersprach er: „Gehts, bleibts noch a wengerl da, es is soviel lustig!" Dabei nickte er schon alle Augenblicke vor Müdigkeit ein und schnarchte laut.

Die Wagner-Aufführungen des Linzer Landschaftlichen Theaters vermittelten Bruckner die erste Bekanntschaft mit dem großen Meister der Oper. Seither war „der Meister der Meister" Bruckners Abgott. Als nun der Schöpfer des Tristan im Frühjahr 1865 seine Freunde zur Uraufführung dieses Werkes nach München lud, folgte auch Bruckner freudig erregt diesem Rufe. Bruckner stellte sich damals selber vor und schilderte diese Zusammenkunft dann hinterher mit etwa folgenden Worten: „Er war ungemein liab und freundli mit mir und hat mi bald gern ghabt, ja sogar ausgezeichnet. Aber i hab mi no net traut und hab dem Meister no nix (von den bisherigen Tonschöpfungen) segn lassen. Im Anfang hab i net amal soviel Schneid ghabt, daß i mi in seiner Gegenwart niedergsitzt hätt, er aber war alleweil gleich liab zu mir, hat mi alle Abend eingladen und die ganzen vierzehn Tag bitt, i soll do die Aufführung abwarten. Wie nachher die Frau Schnorr (Darstellerin der Isolde) alleweil nu nit gsund worden is, hab i wieder nach Linz zruck müassen. Am Dienstag nach Pfingsten bin i aber wieder nach München gfahren. In Meister hat's recht gfreut, ja er hat si(ch) eigens schön bedankt, daß i wieder kommen bin!" So hörte Bruckner denn am 19. Juni 1865 die dritte Aufführung des Tristan in München. Er war „ganz weg" und bewahrte zeitlebens den Theaterzettel als kostbares Angedenken.

Schöberl

Aus seiner Linzer Zeit hatte Bruckner in dem dortigen Kaufmannssohn Franz Schober einen getreuen Verehrer fürs Leben gewonnen. Als Cellisten auf dem Domchor lernte er ihn kennen, als kunstbeflissenen Schüler schätzen und als treuen Gefährten lieben. Da Schober, ein begeisterter Musiker, sich an allen Aufführungen eifrig und selbstlos beteiligte, nannte ihn Bruckner „Schöberl" (auf allen Suppen). Schober hatte meist von 7 bis 8 Uhr abends Stunde im Koglerhaus an der oberen Donaulände. Nach der Stunde ging's in das nebenanliegende Kaffeehaus Reith auf ein „Tröpferl Wein". Bruckner pflegte bei dieser Gelegenheit einige „Sacherl" (musikalische Einfälle) zu notieren. Er versäumte auch nicht, den Cellofachmann Schober über die Technik seines Instrumentes, die bei der Notierung verwendeten Schlüssel und ähnliche Einzelheiten zu befragen. Hatte Bruckner einen Ausflug vor, so lud er den Schüler ein: „Schöberl, du mußt mit und zahln derfst ah!"

Schober, 1843 geboren, erlebte den ganzen Aufstieg seines Lehrers, wirkte in Linz bei sämtlichen Bruckner-Aufführungen voll Begeisterung mit und starb hochbetagt 1918.

Eine verunglückte Ausrede

In den letzten Linzer Jahren unterrichtete Bruckner die Tochter eines Statthaltereirates im Klavierspiel und Gesang. Dabei wurde er manchmal von der gräflichen Familie der Nachmittagsjause beigezogen. Bei solchen Gelegenheiten wirkte Bruckners übertriebene Höflichkeit unwillkürlich recht komisch. Jeden Schluck Kaffee und jedes Stückerl Gugelhupf ließ sich Bruckner förmlich aufnötigen, obwohl er sonst gewaltig in die Schüssel zu hauen pflegte. Er glaubte aber, daß dieses Zieren zum guten Ton gehöre. So tat er denn so förmlich und redete so gezwungen, daß die Kinder des Hauses ein ums andere Mal in ihre Servietten hineinkicherten. Als er nun wieder einmal ebenso herzlich wie dringlich zum Zulangen aufgefordert wurde, stieß Bruckner in seiner Verlegenheit schließlich die seltsame Entschuldigung hervor: „Dank schön, dank tausendmal, i kann wirkli(ch) nimmer, gnädige Frau Baronin, wirkli(ch) nimmer, mir graust schon!"

Wie und wo hätte der arme Schulmeisterbub aus Ansfelden, der demütige Schulgehilfe von Windhaag, die Umgangsformen der großen Welt lernen sollen? Seine Welt war die Kunst. Dort kannte er keine Befangenheit. Dort gibt er den Ton an, heute noch.

Das verschämte Gebet

Am 24. Mai 1867 saß Bruckner mit dem Chormeister des Wiener Männergesangvereines und Direktor des Konservatoriums, Herbeck, auf der Terrasse des Hotels Krebs in Linz. Beide genossen die friedliche Abendstimmung der Mühlviertler Berge. Es war schon so kühl, daß sich Herbeck eigens seinen „Plaid" holen ließ. Als nun um sieben Uhr abends die Glocken rings in der Runde zum Ave Maria läuteten, dachte Bruckner — eine im tiefsten Herzensgrund fromme Natur — an das gewohnte Abendgebet. Herbeck aber, ein richtiger „Liberaler" seiner Zeit, dachte an alles eher denn ans Beten. Vergeblich schielte Bruckner auf den neben ihm sitzenden hochvermögenden Freund und Gönner; der strich seinen gepflegten Vollbart und rauchte seelenruhig seine Zigarre weiter. Bruckner wetzte hin und her. Er saß auf glühenden Kohlen. Vor Herbeck, seinem künftigen Vorgesetzten, wollte er sich nicht bloßstellen, auf das gewohnte Ave Maria wollte er ebensowenig verzichten. So griff Bruckner zur folgenden kindlichen List: Er sprach heimlich sein „Gegrüßt seist du, Maria!". Dann nahm er dreimal rasch hintereinander den Hut ab, fuhr sich mit dem Sacktuch dabei über die Stirn und Hals, schlug darunter jeweils verschämt ein Kreuz und seufzte dabei laut: „Aber warm is heint!" Dabei waren ihm die Finger ganz blau vor Kälte.

Die böhmischen Musikanten

Durch Überarbeitung in seinen Nerven angegriffen, sah sich Bruckner gezwungen, im Sommer 1867 eine Licht-, Luft- und Kaltwasserkur in Bad Kreuzen zu gebrauchen. Wie notwendig er sie hatte, das beweist der folgende Vorfall:

Eines Tages kamen böhmische Musikanten in den Kurort und ließen zur Mittagszeit vor dem Speisesaal ihre robusten Weisen ertönen. Bruckner hörte erst nicht hin, wurde dann plötzlich unruhig, stand auf und rannte schließlich auf und davon. Nach langem Suchen fand man ihn endlich tief unten in der damals noch ganz ungangbaren Wolfsschlucht am und im Wasser stehend. Wie er dahin gekommen war, wußte er selbst nicht zu erklären. „Die schreckliche Blaserei von die böhmischen Musikanten hab i einfach net ausghalten!" war alles, was er angeben konnte. Leitern und Seile mußten herbeigeschafft werden und es kostete viel Mühe, bis der Ausreißer aus seiner gefährlichen Lage glücklich geborgen war.

Dr. Zellner, Generalsekretär der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und damit auch allgewaltiger Herr des Konservatoriums, hat sich zwar nicht durch eigene Schöpfungen einen Namen gemacht, wohl aber durch sein Verhalten Bruckner gegenüber. Den quälte und hemmte er in kleinlichster boshaftester Weise bis aufs Blut. Zunächst erhielt Bruckner zum „Orgel"-Unterricht nur ein altes Klavier zur Verfügung gestellt. Als begeisterte Jünger schließlich doch ein Harmonium auftrieben, richtete Zellner im Nebenraum ein „akustisches Kabinett" ein. Kaum hatte Bruckner eine Orgelstunde begonnen, da setzte in der Nachbarschaft ein Klingen und Rasseln, Sirenenheulen, Hörnertuten und Trommeln ein, woran zwar die Beckmessernatur Zellners, keineswegs aber die Künstlerseele Bruckners helle Freude hatte. Ein andermal war der Orgelraum Bruckners vermietet, ohne daß der Meister oder seine Schüler davon verständigt wurden, oder Putzfrauen mit Scheuerbesen, Wassereimern und Reibbürsten machten weisungsgemäß jeden Aufenthalt im Raum unmöglich. Höhnisch rief der Konservatoriumsdiener dann dem wütend Davoneilenden nach: „Wissen S' was, Herr Professor, gengan S' lieber ins Kaffeehaus!" Ja, als der sonst sehr pünktlich schließende Bruckner einmal zwei Minuten nach Ablauf der Stunde seinen Hörern noch etwas erklären wollte, drehte derselbe Diener einfach das Licht aus. Auf die Beschwerde seiner Hörer — Bruckner

selber hätte sich nie so weit vorgewagt — bekam der Diener recht! So ist es kein Wunder, daß Bruckner seinen wenigen ersten Schülern als heiliges Vermächtnis auf die Seele band, sie möchten diese schmachvolle Behandlung getreulich der Nachwelt überliefern.

Hoforganist Bruckner

Josef Helmesberger, der Leiter der musikalischen Aufführungen in der weltberühmten Hofburg-Kapelle, war ein bekannter Wiener Witzbold. So schilderte er seine drei Hoforganisten in launiger Art: „Der Bibl spielt wie ein Schuhleder, der Richter hat seine ‚Täg' und der Bruckner orgelt genial!" Trotzdem hatte er keine rechte Freude, wenn Bruckner beim Hochamte an der Orgel saß. Der verlor sich bei seinen Präludien und Interludien nur allzu leicht in seine geliebten Improvisationen, fand dabei kein Ende und vergaß ganz die Erfordernisse der unentwegt fortschreitenden gottesdienstlichen Handlung.

So zog er Bruckner nur verhältnismäßig selten zum Hauptgottesdienste heran und der größte Orgelspieler seiner Zeit wurde meist nur zur Begleitung des Volksgesanges bei der Messe und beim nachmittägigen „Segen" verwendet.

Hinausstehen!

Bruckner war am Konservatorium in Wien ein gewissenhafter Lehrer, der sowohl Musiktheorie wie praktisches Orgelspiel genau, verständlich und vor allem höchst humorvoll unterrichtete. Das Verhältnis zu seinen Schülern war das denkbar beste, obwohl er zeitlebens den vormärzlichen Schulgehilfen aus Windhaag nicht verleugnen konnte. Aber weder die Kunstjünger vom Konservatorium noch die akademischen Bürger an der Universität verargten ihm seine Eigenheiten. Sie ahnten mit feinem Empfinden Bruckners künftige Größe und nahmen seine Schrullen als treffliche Würze des sonst trockenen theoretischen Lehrstoffes mit Freuden hin.

Einzelnen Schülern verlieh Bruckner taxfrei seltsame Namen wie „Sie Strumpf!" oder „Sie Strumpfbandl!" Lachte aber einer dazu, so nahm ihn Bruckner bei der Hand, führte ihn vor die Tür und ließ ihn regelrecht „hinausstehen". Nach einer Viertelstunde öffnete dann Bruckner gnädig wieder die Tür und „war wieder gut". So erging es vielen nachmaligen Sternen am Dirigentenhimmel, zum Beispiel Felix Mottl. Und wenn in späteren Jahren sich die jungen Herren einmal gegen das „Hinausstehen" sträubten, dann redete ihnen Bruckner tröstend zu: „Ah was, stellen S' Ihna nur aussi, is der Felixl ah drauſt gstanden!"

Amen, Amen, Amen!

Bruckners Frömmigkeit war echt und tief. So echt und so tief, daß er selbst die allzeit zu losen Streichen aufgelegte Schar der Sängerknaben der Wiener Hofburg-Kapelle es nicht wagte, sich offen über den oft absonderlichen Herrn kaiserlichen Hoforganisten lustig zu machen. Um so genauer beobachteten sie ihn auf Schritt und Tritt.

Einmal überraschten sie Bruckner, wie er vor der Orgelbank kniete und inbrünstig betete, während draußen das Ave-Glöcklein erklang und verklang. Bruckner betete weiter und die Sängerknaben warteten. Endlich bemerkte der Herr Hoforganist die Harrenden. Da beschloß er seine Andacht mit einem dreimaligen lauten „Amen!" Dabei schlug er sich jedesmal mit den Händen kräftig auf die Oberschenkel. Dann stand er auf, tat einen tiefen Seufzer und fügte laut hinzu: „So, jetzt hab i aber gnua bet!"

Bei einer ähnlichen Gelegenheit fragte einmal ein aufgeklärter Beobachter Bruckner etwas spöttisch, ob er denn wirklich an die Kraft des Gebetes, Belohnung und Strafe im Jenseits und Ähnliches glaube. Darauf erwiderte der Herr Hoforganist nach seiner Art: „I wer Ihna was sagn: Is die Gschicht wahr, um so besser für mi, is' aber net wahr, na, dann kann ma das bisserl Beten ah net schaden!"

Der zerstreute Herr Professor

Als Professor am Wiener Konservatorium empfing Bruckner eines Tages seinen Schüler und Verehrer Gruber in Hemdärmeln. Er war „ganz aus'n Häusel", weil ihm der Schneider die schöne neue Hose so verpfuscht habe, und bedachte diesen „Hallawachel", der das rechte Hosenbein zu kurz, das linke aber viel zu lang gemacht, mit seinen kräftigsten — übrigens gänzlich harmlosen — Scheltnamen. Gruber erkannte auf den ersten Blick den „Ernst der Lage" und erwiderte, nur mühsam ein Lächeln unterdrückend, „Herr Professor, ich glaub, ich kann's richten, daß die Hosen paßt!" Damit schob er die Schnalle an Bruckners rechtem Hosenträger ein Stück hinauf und die linke ein Stück herunter, bis beide auf gleicher Höhe waren: „Jessas, Sie Tausendsassa, jetzt paßt die Hosen akkrat wia angossen!" bestätigte Bruckner glückstrahlend und umarmte seinen Retter in der Not.

Bruckner war weder ein weltgewandter Plauderer noch ein sogenannter „guter Gesellschafter". Im Kreise von Höherstehenden und gar in Gesellschaft von Damen fühlte er sich daher gar nicht zu Hause und benahm sich mit rührender Unbeholfenheit.

So saß er eines Tages bei einem ihm zu Ehren gegebenen Essen einem anmutigen, mit ausgesuchtem Geschmack gekleideten Fräulein gegenüber. Immer wieder versuchte die Schöne, mit ihrem berühmten Tischgenossen ins Gespräch zu kommen. Es wollte nicht glücken. Bruckner wetzte verlegen auf seinem Sessel herum, aß nur „wie ein Vogerl", beschränkte sich auf einsilbige Antworten und getraute sich nicht einmal, dem reizenden Mädchen in die Augen zu gucken. Schließlich nahm sich die Verschmähte ein Herz und klagte: „Aber, hochverehrter Herr Professor, Sie würdigen mich ja kaum eines Blickes, geschweige denn eines Gespräches. Und dabei habe ich mich Ihnen zu Ehren besonders schön gemacht und mein neuestes Kleid angezogen!" Darob noch verlegener, stotterte Bruckner: „Aber, mein liabe Fräuln, wegen meiner hätten S' do(ch) überhaupt nix anziagn brauchen!" Die Holde errötete, Bruckner schwieg erschrocken und der Faden des Gespräches wurde fortan nicht mehr geknüpft.

Die Herren Israeliten

Es ist unbestrittene Tatsache, daß Bruckner unter seinen treuesten Freunden und Helfern auch einige Juden hatte. So war Eckstein durch Jahre sein freiwilliger, stets hilfsbereiter Sekretär und Levi, der berühmte Dirigent, einer der ersten Verkünder seines Ruhmes. Im großen und ganzen aber standen ihm die Israeliten, vor allem in der Presse, gleichgültig, wenn nicht gar ablehnend gegenüber. Bruckner bekam das oft genug zu spüren und hütete sich daher, Anstoß zu erregen. So sprach er in der Regel nicht von den „Juden", sondern von den „Herren Israeliten". Das nahm sich nun manchmal recht sonderbar aus.

So äußerte sich Bruckner einmal über ein russisches Pogrom, bei dem einige Juden getötet worden waren, in den seltsam vorsichtigen Worten: „Jetzt is' aber mir scheint in Rußland einigen Herren Israeliten net am besten gangen!" Von seiner rührend kindlichen Einstellung zur Judenfrage legt die folgende Begebenheit Zeugnis ab.

Einmal betrat Bruckner das Lehrzimmer im Konservatorium und bemerkte einen neuen Hörer, der später Mitglied eines bedeutenden Wiener Orchesters, damals aber ein schmächtiger Jüngling war. Bruckner ging zu ihm hin, legte seine Hand auf den schwarzen Krauskopf und sagte schier mitleidig: „Liabs Büaberl, glaubst denn wirkli, daß der Messias noch nicht auf Erden gwesen is?"

Bruckner war ein grundgütiger Mensch und blieb in vielen Fragen des Alltags sein ganzes Leben lang ein großes Kind. So war er denn naturgemäß ein großer Kinderfreund.

Einst begegneten ihm in St. Florian die drei kleinen Kinder seines Nachfolgers, des Stiftsorganisten Gruber. Die wohlerzogenen „Bauerln" im Alter von drei, vier und fünf Jahren küßten ihm die Hand und grüßten ihn mit freundlichem Wort. Bruckner, entzückt über diese Huldigung, nahm sie auf der Stelle mit zum Zuckerbäcker und kaufte dort um drei Gulden (!) — eine für damalige Verhältnisse ganz unglaubliche Geldsumme — Näschereien für die Kleinen. Die glückstrahlenden Dreikäsehoche konnten die Riesen-„Stanizln" kaum nach Hause zu den erstaunten Eltern schleppen.

Die Sperrstunde

Bruckner, von Jugend auf zum Gehorsam erzogen, hielt auch in späteren Jahren bei seinen vielfachen Gastaufenthalten in St. Florian meist die Sperrstunde des Stiftes — neun Uhr abends — pünktlich ein. Nur dann und wann, wenn es im Kreise der Freunde und der Schüler des Stiftsgymnasiums bei Quartett und Volksliedsingen recht gemütlich wurde, blieb er länger beim geliebten „Most" sitzen. Er hatte für solche Fälle längst seine Abmachungen mit dem Stiftspförtner getroffen, stand mit ihm auf bestem „Gold"-Fuß und wurde anstandslos eingelassen. Aber schließlich kam die Sache doch einmal dem Herrn Prälaten zu Ohren und dieser beschloß, Bruckner bei nächster Gelegenheit zu stellen. Als der Herr Professor und Hoforganist nun wieder einmal recht spät in mondbeglänzter Frühlingsnacht die wundervolle Freitreppe zum Prälatengang hinaufstieg, wo sein Zimmer lag, stand plötzlich Prälat Moser vor dem tief erschrockenen Bruckner und fragte barsch: „Was gibt's da, ist Feuer ausgebrochen?" — „Na, Euer Gnaden," stotterte der gute Bruckner, „weil halt gar a so a schöne Nacht is, bin i(ch) im Hof no(ch) a bisserl spazieren gangn!"

Bei einem Spaziergang im sommerlichen Prälatengarten des Stiftes St. Florian bemerkte Bruckner im Aquarium des „Salettls“ einen Goldfisch, der am Hinterleib eine gewaltige Geschwulst hatte. Das beunruhigte und bekümmerte seine mitleidige Seele dermaßen, daß er gar nicht mehr aufhören wollte, das arme Tier zu bedauern und zu bejammern. Auch sah er dem Fisch arge Schmerzen an und ließ nicht locker, bis der Stiftshofmeister ihm das feierliche Versprechen gab, einen Tierarzt holen zu lassen. Erst dann ward Bruckner, der ersichtlich unter der Vorstellung von den Qualen des Tieres litt, das Herz wieder leichter.

„I hab mein Lebta(g) nix umbringa können,“ versicherte Bruckner wiederholt. Und zu den „allertraurigsten“ Erinnerungen seiner Knabenzeit zählte ein Erlebnis in Wolfern bei Steyr, wo er mitansehen mußte, wie rohe Bengel ein Kätzchen erhängten.

Hanslik, damals der allmächtige Musikpapst von Wien, war Bruckners verbissenster Gegner volle dreißig Jahre lang. Wie ein gerechter Urteilsspruch der Geschichte erscheint uns heute daher die eigenartige Tatsache, daß die Unsterblichkeit dieses Beckmesser nur darauf beruht, daß ihn seine halsstarrige Gegnerschaft zu Bruckner unsterblich lächerlich machte.

Dabei fing das Verhältnis der beiden eigentlich recht vielversprechend an. Bei der Uraufführung des „Germanenzuges" widmete Hanslick Bruckner ein Lichtbild mit der Aufschrift „Zur freundlichen Erinnerung an die Linzer Tage 1865", machte allerdings bei der Festtafel im „Casino" zu Bruckner die Bemerkung: „Wen ich vernichten will, den vernichte ich!", forderte aber gleichzeitig den preisgekrönten Tondichter auf, nach Wien zu kommen und schloß mit den ermutigenden Worten: „Sie werden Ihren Weg schon machen!" Warum dieses Verhältnis dann plötzlich dauernd getrübt blieb, ist vielleicht aus einer Bemerkung Bruckners zu erschließen, die er einst im Freundeskreis der Familie Scherer in Vöcklabruck machte: „I hätt in Hanslick seine Nichte heiraten sollen, aber i laß ma amal ka Braut net aufdrängen!"

Sei dem wie immer, jedenfalls stand Hanslick Bruckners Schaffen nicht nur verständnislos, sondern geradezu feindselig gegenüber. Er wurde nicht müde, ihn herabzusetzen und zu bewitzeln. „Bruckner ist, was er ißt, nämlich Sauerkraut

und Grießknödel!" war sein Lieblingsurteil über den oberösterreichischen Meister. Dieser wiederum forderte in seiner angeborenen „Dickschädligkeit" den Widerspruch des Feindes oft geradezu heraus. So spielte er einst eine Stelle aus seiner jüngsten Schöpfung vor und bemerkte hiezu: „Deswegen wird er mich wieder verreißen, der Hanslick!" Als er nun gefragt wurde, warum er die paar Takte so gefaßt hätte, daß sie angefochten werden könnten, da lachte Bruckner: „Das tu i dem Hanslick zufleiß!"

Ein andermal klatschte er nach dem Vorspielen eines neuen Einfalles vor Freude in die Hände und rief mit glänzenden Augen: „Gelts, das ist schön, da kann der Hanslick schreiben, was er will!"

Wie wenig die kleinlichen, niedrigen Verunglimpfungen Hanslicks indes schon den Zeitgenossen gefielen, geht aus einem bösen Witzwort hervor, das nach dem Karlsbader Kuraufenthalt des gefürchteten Musikkritikers in Wien umlief: „Hanslick ist leberleidend nach Karlsbad gefahren und leider lebend zurückgekommen!"

Bei einem solchen Gegner nimmt es kein Wunder, daß Bruckner sich erst nach endlosen Kämpfen durchsetzen konnte. Nach dem durchschlagenden Erfolg seiner III. Symphonie im Wiener Wagner-Verein unter Hans Richter am 25. Jänner 1891 faßte Bruckner seinen Siegesjubel in die bezeichnenden Worte: „Der Hanslick denkt si(ch) heint: ‚Der Hallawachl, Dreißig Jahr lang hab i mi plagt, daß i 'n abidruck, und jetzt is do(ch) alles umasunst!'"

Die e-moll-Messe wird aus der Taufe gehoben

Im Herbste 1869 studierte Bruckner seine eben vollendete e-moll-Messe in Linz ein. Schweißtriefend, in Hemdärmeln, dirigierte er bei den langwierigen Proben und beschwor die Mitwirkenden durchzuhalten. Dabei erzählte er voller Ängsten, daß das Werk in der Hofkapelle nach drei Wochen zurückgelegt wurde und seufzte: „Sie ham's halt net mögn, weil's ihna z'schwer war!"

Den Damen war Bruckner als Dirigent sehr angenehm, den Herren des Chores aber zu schulmeisterlich. Noch bei der Hauptprobe machte das Kyrie solche Schwierigkeiten, daß schließlich Bruckner selber verzweifelt den Taktstock wegwarf und die Sängerinnen weinend auseinanderliefen. Am nächsten Tage aber verlief die Aufführung zur allgemeinen Zufriedenheit. Der überglückliche Bruckner schrieb an einen Freund: „Von mir einstudiert und dirigiert an dem herrlichsten meiner Lebenstage! Bischof und Statthalter toasten auf mich!"

In der Linzer Bruckner-Festwoche 1924 wurde die e-moll-Messe zum 100. Geburtstage des Meisters auf dem großen Chor des neuen Linzer Domes durch den Sängerbund Frohsinn unter Klietmann aufgeführt. Auch diesmal kam es bei der Hauptprobe zu einem Verzweiflungsausbruch des Dirigenten und einer Krise der Sängerschaft, abermals waren die Schwierigkeiten des Kyrie die Ursache. Da erzählte ein Chormitglied in

launigen Worten von den ganz ähnlichen Zwischenfällen bei der Uraufführung.

Alles lachte, das Kyrie wurde nochmals angepackt und siehe da, nun ging es auf einmal, und die Aufführung wurde auch diesmal ein voller Erfolg.

Allzu ehrlich

Beim Dragonerregiment Nr. 4 in Wels war in den Sechzigerjahren des neunzehnten Jahrhunderts der Erzherzog Otto, der Vater des letzten österreichischen Kaisers Karl, als Offizier eingeteilt. Der bildschöne, von den Frauen vergötterte und von den Männern umdienerte Erzherzog war von sich sehr eingenommen. Bruckner ging einmal, seiner Gewohnheit getreu, mit dem Hute in der Hand, da er ständig an „Hitzen" litt, in Wels spazieren. Da begegnete ihm der Erzherzog Otto, erblickte ihn und sagte herablassend: „Aber bitte, setzen Sie doch auf!" Bruckner aber entgegnete verlegen in seiner urwüchsigen grundehrlichen Art: „Aber, kaiserliche Hoheit, wegen Ihna hab i den Huat ja gar net abgnumma, mir war ja nur so hoaß!"

Pariſer Triumphe

Bruckner war auf der Höhe ſeines Mannesalters der größte Orgelkünſtler ſeiner Zeit. Saint-Saëns und Céſar Franck erzählten Jahre nachher noch Wunder von Bruckners Auftreten in Paris im Mai 1869. Was er auf der Rieſenorgel von Notre Dame aufführte, war bisher unerhört. Auch Ambroiſe Thomas, Daniel Auber und Charles Gounod waren bei dieſem Orgelſpiel anweſend und ſo überwältigt davon, daß ſie Bruckner umarmten und küßten. „So ham ſ' mi gfeiert, daß ma ganz anders wordn iſt!" erzählte Bruckner bei der Rückkehr und fügte ſelig lächelnd hinzu: „Und die Damen, die mir zughört ham, hamt alleweil très, très gſagt. Du, die warn ſauber!"

Neue Anzüge

Auf modische Kleidung gab Bruckner nichts. Er ließ nie Maß nehmen, sondern die neuen Kleider einfach nach dem Muster der alten anfertigen, die er noch aus Linz mitgebracht hatte. Dauerhaft und bequem mußte sie sein, das war alles, was er von seines Leibes Hülle verlangte. So trug er denn einen breitkrempigen schwarzen Schlapphut, allerdings meist in der Hand und nicht auf dem stets glattgeschorenen mächtigen Cäsarenschädel. Den kurzen Hals umschloß ein flacher weißer Umlegkragen mit schwarzem „Maschl". Der dunkle Lodenanzug mit den kurzen, bis auf die Knöchel reichenden, überweiten Beinkleidern wurde durch derbe Halbstiefel aus Seehundsleder vervollständigt. Allem Zureden zum Trotz blieb Bruckner bis zu seinem Lebensende bei dieser Tracht.

Gute Freunde ließen ihm einmal heimlich Maß nehmen und von einem ersten Wiener Schneider eine Reihe bester Anzüge nach neuestem Schnitt machen. Sie wurden als Christgeschenk unter den Baum gelegt. Bruckner aber tat nichts dergleichen und erschien nach wie vor in seinen berühmten bodenscheuen Harmonikahosen. Auf vorsichtige Erkundigungen gab er die überraschende Aufklärung: „Das neumodische Ginkerlwerk hab i z'erst amal unterm Brunn fest einweichen lassen, damit die steifen Bügelfalten vergengan, dann hab i die viel z' langen Hosen unt' abgschnitten und so werdn s' jetzt kleinweis bequem die Anzüg!" Und dabei blieb es!

Eine Zeitlang unterrichtete Bruckner auch an der Wiener Lehrerinnen-Bildungsanstalt im Klavierspiel und Gesang. Als der damals schon 47jährige Meister zur ersten Stunde erschien und die Schar junger Mädchen erblickte, die nun alle seine Schülerinnen sein sollten, sagte er laut und vernehmlich: „Na, bisher bin i no(ch) ledig bliebn, aber, mir scheint, jetzt wird es si(ch) bald ändern!“ Es änderte sich aber nichts, Bruckner blieb auch weiterhin der alte Hagestolz bis an das Ende seiner Tage.

Im August 1871 zeigte Bruckner in London seine unerreichte Improvisationskunst. Gleich nach der Ankunft trieb es ihn zur Albert Hall, um die dortige Orgel kennen zu lernen. Es war schon spät und die Dampfmaschinen, welche die mächtigen Blasbälge bewegten, ohne Feuer. Auf vieles Bitten gestattete der Direktor schließlich, daß Bruckner solange übe, als es der noch vorhandene Dampf erlaube. Kaum aber hatte der Meister in die Tasten gegriffen und die ersten Register gezogen, ließ der gestrenge Direktor beschämt Hals über Kopf die Kessel neu anheizen und lauschte ergriffen dem noch lange spielenden Professor aus Österreich.

Als an einem der folgenden Tage Bruckner wieder probte, hielt der Dampf eine halbe Stunde länger an als gewöhnlich. Das rettete Bruckner das Leben. Der von ihm bisher benützte Zug der Untergrundbahn hatte an jenem Tag einen schweren Zusammenstoß. Als Bruckner zur Station kam, trug man zu seinem Entsetzen eben die Schwerverwundeten heraus.

Das große Spiel in der Albert Hall schilderte Bruckner selbst etwa folgendermaßen: „Z'erscht ham s' mi net fürilassen wolln zu der Orgel; weil i net herrisch anzogn war, ham s' gmoant, i ghör gar net dazua. Nachher sitz i mi halt aufs Bankerl, mach 's Briaferl (das verschlossen überreichte Thema) auf und fang schön stad an. Auf amal schreit oaner zu mir her: ‚Sie, probiert darf da net werdn!' I drauf: ‚Aber des is ja mein

Thema!' I fang no(ch) amal an und arbeit's halt aus. I'erſcht hübſch oben, ſchön fein und ſtad, dann alleweil mehr und mehr, bis daß halt 's Pleno kuma is. Da hamt ſie ſi(ch) gwundert, was alls in eahnara Orgel drin is! Sie ham's gar net glaubn kina. Wiar i ferti(g) war, ſand ſ' alle daher kema und an iader hat ma d' Händ druckt und die hinter meiner hamt überhaupt nimmer gſpielt. ‚Da tan ma nimmer mit,' ham ſ' gſagt."

Durch dieſes Meiſterſpiel über Nacht berühmt geworden, ſpielte Bruckner kurze Zeit ſpäter vor angeblich 70.000 (!) Hörern im Kriſtallpalaſt und wurde ſolange durch Dakapo-Rufe geehrt, bis er „noch a Draufgab" ſpendete.

Am 21. Auguſt 1871 bei der Londoner Feier der Deutſchen Einigung (Great National German Festival) ſpielte Bruckner noch einmal im Kriſtallpalaſt. Er brachte der Weihe des Tages entſprechend Orgelimproviſationen über die „Wacht am Rhein" in ſolcher Vollendung und Gewalt, daß die engliſche und deutſche Hörerſchaft ganz aus der ſonſt üblichen kühlen Steifheit herausging. „Auf die Schultern ham ſ' mi in ganzen Saal umertragn!" erzählte der Meiſter ſpäter in ſeiner köſtlichen Art. „Und a Lady hat ma glei an Heiratsantrag gmacht. Sie war ma aber z' weng ſauber und i hab ſ' ſtehn laſſen!"

Vier Portionen Fleckerlspeise

Bruckner pflegte untertags wenig zu essen. Um so mehr schmeckte es ihm daher am Abend. So bestellte er sich einmal als Abendessen die „Hausspezialität" des neben dem Stifte St. Florian liegenden Gasthofes „Zum Kaiser Max", nämlich „a Fleckerlspeis". Die Wirtin, welche seine gesegnete Eßlust kannte, stellte ihm gleich eine Doppelportion auf den Tisch. Die mundete dem Meister so, daß er sofort noch eine solche Portion bestellte und mit Hochgenuß vertilgte. Dann ging er zum Abendessen ins Stift.

Bruckner war ein starker Esser, aber schwacher Trinker. In Oberösterreich bevorzugte er Obstmost mit Siphon und Zucker. Das nannte er seinen „Schampus".

Auf das erste Blatt seiner III. (d-moll) Symphonie setzte Bruckner mit eigener Hand die Worte: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Richard Wagner, dem unerreichten, weltberühmten und erhabenen Meister der Dicht- und Tonkunst, in tiefster Ehrfurcht gewidmet von Anton Bruckner." Die Vorgeschichte dieser Widmung ist folgende:

Auf die höfliche und dringliche briefliche Bitte Bruckners an Wagner, ihm seine letzten Werke vorlegen zu dürfen, war nie eine Antwort eingelangt. So faßte sich Bruckner denn ein Herz und fuhr nach seinem Kuraufenthalt in Marienbad im September 1873 kurz entschlossen selber nach Bayreuth. Wagner, eben mit dem Bau seines Festspielhauses beschäftigt, weigerte sich zuerst, die Partituren der ihm zur Prüfung vorgelegten II. (e-moll) und III. (d-moll) Symphonie zu lesen. Erst auf das de- und wehmütige Drängen Bruckners hin sah er die II. Symphonie schließlich flüchtig an und humste ein „recht gut!". Dann nahm er die III. vor und vertiefte sich mit den Worten: „Schau, schau, ah was! ah was!" immer mehr in sie. Schließlich behielt er sie zur genauen Durchsicht zurück. Da nahm Bruckner all seinen Mut zusammen und äußerte zaghaft seine Absicht, dieses Werk seinem über alles verehrten „Meister der Meister" zu widmen. Wagner versprach ihm, abends Bescheid zu geben, ob er die Widmung annehme. Vor lauter Aufregung irrte Bruckner den ganzen Nachmittag ziel- und planlos durch die Straßen von Bayreuth, geriet

dabei auf den Bauplatz des Festspielhauses, kletterte dort herum, vergaß dabei Zeit und Ort des Stelldicheins und mußte schließlich voller Kalk und Staub durch einen ausgesandten Diener Wagners von einem hohen Gerüste heruntergeholt werden. Notdürftig gesäubert langte er in der Villa Wahnfried an, wo ihn Wagner zur Begrüßung sofort umarmte und abküßte. Da konnte Bruckner die Tränen nicht zurückhalten und schluchzte laut vor Freude, als Wagner mit höchst ehrenden Worten die Widmung annahm. Zweieinhalb Stunden saßen die beiden dann gemütlich beisammen, wobei Bruckner zwar unter ständigem Sträuben, aber doch recht gern dem ausgezeichneten „Weihenstephan" zusprach. Überglücklich verließ er schließlich das gastliche Haus, nachdem ihm Wagner noch sein Grab (!) gezeigt hatte. Am nächsten Morgen war Bruckner todunglücklich. Beim besten Willen konnte er sich nicht mehr daran erinnern, für welche der beiden Symphonien sich Wagner entschieden hatte. Ja, das „Weihenstephan-Bier"! Erst ein freundlicher Brief Wagners, der nochmals für die Widmung der d-moll-Symphonie dankte, verscheuchte die letzten Zweifel.

Bruckners Honorare

Solang er lebte, hat Bruckner für seine Werke bei der Drucklegung niemals auch nur einen Kreuzer Honorar bekommen. Im Gegenteil, er hatte für das Abschreiben der Partituren und Herausschreiben der Einzelstimmen solche Beträge aus eigener Tasche zu zahlen, daß er sie nur mühsam und kreuzerweise durch Stundengeben abstatten konnte. Nur der „Germanenzug" brachte ihm den zweiten Preis von 60 Gulden bei der Uraufführung und der dem Wiener Männergesangverein gewidmete Chor „Helgoland" trug bei der Erstaufführung durch den Verein den üblichen Ehrensold von einem Dukaten in Gold ein.

Bruckner war ein leidenschaftlicher Verehrer Wagners. Unentwegt und allerorten trat er für den damals noch vielfach und erbittert Befehdeten ein, obwohl er genau wußte, daß er sich damit sein eigenes, ohnehin nicht leichtes Erdenwallen nur noch schwerer machte.

Als er einst von der Herabsetzung Wagners durch eine hochstehende und vielvermögende Person hörte, geriet der sonst so schüchterne Bruckner so in Wut, daß er laut ausrief: „Dem gehören fünfundzwanzig auf den Hintern!"

Bruckner sah den verehrten Freund zum letztenmal in der Villa Wahnfried nach der Erstaufführung des „Parsifal". Wagner trat aus der Bibliothek und fragte leutselig: „Na, Bruckner, was sagen Sie zum ‚Parsifal'?" Bruckner kniete sich vor ihm nieder und stammelte: „Meister, i bet Ihna an!"

Auch Wagner hielt viel von Bruckner, der in der Villa Wahnfried wie ein Sohn des Hauses ein- und ausging. So klopfte er ihm einst auf die Schulter mit den Worten: „Wir zwei sind jetzt die ersten; ich in der dramatischen Kunst, Sie in der Symphonie!" Ein anderesmal äußerte Wagner: „Nur einen kenne ich, der an Beethoven heranreicht, und das ist Bruckner!"

Auch nach dem Tode Wagners rechnete es Bruckner sich bei Besuchen in Bayreuth zur besonderen Ehre an, vom Herrn Schnappauf, dem einstigen Leibfriseur Wagners, rasiert zu werden. Als er ihm dabei einmal von den Erfolgen seiner

VII. Symphonie erzählte, platzte dieser heraus: „Es ist also doch wahr, was der tote Meister gesagt hat!“ „Ja, was hat er denn gesagt?“ forschte Bruckner erregt. „Der Meister meinte, daß Sie der Welt noch etwas erzählen werden!“ erwiderte Schnappauf. „So, das hat der Meister über mich gsagt!“ jubelte Bruckner, wie ein Kind in die Hände klatschend, überglücklich und fügte hinzu: „Sehn S', wann i mi jetzt bei Ihna net rasiern laß, erfahr i das mein Lebtag nia!“

Am 16. Dezember 1877 führte Bruckner seine III., Richard Wagner gewidmete Symphonie selber in Wien vor. Der Abend stand von vornherein unter einem bösen Stern. Hanslick und seine Spießgesellen hatten die Öffentlichkeit zielbewußt gegen den Ansfeldner Meister verhetzt. Die Musiker spielten absichtlich falsch, die Hörer zischten das Werk nieder, ja sie ergriffen vor und während des letzten Satzes in hellen Scharen und absichtlich recht geräuschvoll die Flucht. Am Schluß saßen höchstens noch fünfundzwanzig Personen im Saal, die laut lachten. Die Musiker waren im Handumdrehen verschwunden und der verzweifelte Bruckner stand mutterseelenallein auf der Treppe. Die paar Schüler, die unentwegt Beifall klatschten und einen riesigen mitgebrachten Lorbeerkranz herbeischleppten, konnten an dem Riesendurchfall nichts ändern. Doktor Zellner „tröstete" den Verzweifelten, indem er ihm eine sinnige Verwendung seines Werkes wies mit den Worten: „Mit Ihren Symphonien können Sie sich den ... auswischen. Verdienen Sie sich lieber was mit Klavierauszügen. Das ist gescheiter und trägt mehr ein!" Als Bruckner mit den Worten: „Aber lassen S' mi aus, die Leut wolln halt amal nix von mir wissen!" eben aus dem kleinen Kreise seiner Anhänger davoneilen wollte, trat der Wiener Verleger Rättig zu ihm, stellte sich vor, sprach ihm seine Bewunderung aus und erbot sich, das eben gehörte Werk in würdiger Ausstattung auf eigene Kosten

herauszubringen. Und er sicherte sich durch die rasche Verwirklichung dieses Versprechens einen Ehrenplatz unter den wenigen Gönnern Bruckners. Der Meister aber sollte zu keiner reinen Freude darüber kommen. Als man ihm das erste schön gebundene Stück feierlich überreichte, schlug er es freudig auf, fuhr aber gleich beim Lesen der Widmung entsetzt zurück: „Um Gottswilln, da steht ja ‚in tiefster Verehrung gewidmet', es muß do(ch) ‚Ehrfurcht' heißen!" Er blieb untröstlich über dieses in seinen Augen unverzeihliche Versehen.

So manche seiner besten Eingebungen empfing Bruckner im Schlafe. Er erhob sich dann mitten in der Nacht, um geträumte musikalische Gedanken sofort aufzuzeichnen oder gleich am Klavier auszuarbeiten. Der Pfarrer von Steyr, sein ehrlicher Bewunderer und Gönner, schlug deswegen mehrmals Krach, denn Bruckner brachte durch sein nächtliches Klavierspiel die Leute um die wohlverdiente Nachtruhe.

Die Formen solcher Schöpfungsträume waren mannigfach. Einmal träumte ihm, der ehemalige Linzer Kapellmeister Dorn spiele auf dem Klavier ein (später nicht verwertetes) Thema vor. Das erste Thema der VII. Symphonie geigte ihm ein Bratschist im Traume. Und eine köstliche Geschichte knüpfte sich an die Entstehung des Tedeum. Bei einer Probe für die im Jahre 1885 in Wien vorbereitete Aufführung stieg der Dirigent Hans Richter mit Tränen der Begeisterung in den Augen vom Pulte, umarmte Bruckner und rief aus: „Das hätte außer Ihnen nur noch Beethoven schreiben können!“ Darauf erwiderte Bruckner treuherzig: „Und sehn S', Herr Hofkapellmeister, grad das is eigentli(ch) gar net von mir!“ Auf Richters fragendes Erstaunen fuhr Bruckner eifrig fort: „Ja, das is net von mir, sondern vom Spohr! Und wissen S', wie das kemma is? Das war aso! I lieg in der Nacht im Bett und träum, der Spohr kommt herein und sagt zu mir: ‚Bruckner, steh auf und schreib's auf!‘ Dabei pfeift er mir das Thema vor. Wier

i liegen bleib, sagt er no(ch) amal: ‚Bruckner, steh auf und schreib's auf!' Da bin i aufgwacht und hab's wirkli aufgschriebn. Jetzt sagen S', is des von mir oder vom Spohr?"

Von 1875 bis ins hohe Alter war Bruckner Lektor für Musiktheorie an der Universität Wien. Er trug seinen „Gaudeamusern", wie er die akademischen Hörer meist benannte, einmal in der Woche die Grundbegriffe der Harmonielehre vor. Kollegiengelder erhob er niemals und begründete dies mit den folgenden Worten: „Die Reichen kommen ohnehin nicht zu mir und die Armen können das Geld zu was anderm brauchen." Er hatte aber, genau wie im Konservatorium, auch an der Alma mater eine stattliche Zahl von späteren Berühmtheiten unter seinen Schülern.

Die trockenen Aufgaben der Harmonielehre und des Kontrapunktes verstand Bruckner in so anziehende Gewande zu kleiden und mit so köstlichem Humor vorzutragen, daß das Studium zu einem wahren Genuß, manchmal schier zur Unterhaltung wurde. So nannte er die einzelnen Töne der Akkorde „Hallawacheln" (Spitzbuben), weil sie sich immer auf verbotenen Pfaden fortbewegen wollen. Sie auf den richtigen Weg zu führen, sei eben die Aufgabe des strengen Satzes. Dabei war Bruckner kein engstirniger Pedant, sondern betonte stets nachdrücklich die Freiheit des Geistes, der Wissenschaft und der Persönlichkeit; „Wir sind frei, meine Herren, es lebe die Freiheit!" Auch zeigte er an Beispielen moderner Harmonik immer wieder die Abweichungen von der strengen Regel und fügte schmunzelnd hinzu: „Wissen S', meine Herren, nach der k. k. Har-

monielehre darf ma das freili(ch) net machen!" Geheimnisvoll zwinzelnd setzte er dann hinzu: „I tu es aber do(ch)!" Anderseits wehrte er dem jugendlichen Ungestüm wieder: „Komponieren können Sie freili(ch), meine Herren, wie Sie wollen, aber bedenken Sie, daß selbst ein Schubert (demütiger Blick zum Himmel), als er eine Variation von Händel (abermals demütiger Blick zum Himmel) hörte, noch den strengen Satz lernen wollte!" Auch als Lektor wie später als Ehrendoktor der Alma mater Vindobonensis blieb Bruckner so bescheiden, daß er sogar vor dem uniformierten Universitätspedell stets den Hut zog.

Von den vielen Orgeln, die Bruckner meisterte, schätzte er die „Crismannin" — die vom Orgelbauer Crismann erbaute große Stiftsorgel zu St. Florian — am meisten. Die vom gleichen Erbauer stammenden Orgeln im Alten Dom zu Linz und in der Stadtpfarrkirche zu Steyr lobte er ebenfalls. Hingegen bezeichnete er die alte Orgel in Vöcklabruck schlankweg als „Kletzentruhen". Als dann ein neues Werk eingebaut war, gab er nach kurzem Probespiel folgendes „Gut"achten ab: „Das is do ka Werk net, das is ja a Werkel!" (Drehorgel).

In die größte Verlegenheit aber kam Bruckner, als er an Stelle des erkrankten Hanslick die von der Weltfirma Walker-Ludwigsburg gelieferte große Orgel in der Wiener Votivkirche prüfte und von Sr. Majestät, dem Kaiser Franz Joseph I., persönlich um sein Urteil befragt wurde. Bruckner war sich über die Schwächen des Werkes vollständig im klaren, getraute sich aber nicht, dem kaiserlichen Spender die Wahrheit zu sagen. So stotterte er etwas über technisch vollendete Ausstattung, Größe des Werkes usw. daher. Da half ihm der ebenfalls der Kommission angehörende Hellmesberger durch eines seiner berühmten Witzworte aus der Verlegenheit. Er wandte sich dem Kaiser zu und meinte entschuldigend: „Majestät, einer geschenkten Orgel schaut man nicht in die Gorgel!" Franz Joseph lächelte. Er hatte verstanden, ohne gekränkt worden zu sein.

Strafe muß sein

Bruckner wohnte in Bayreuth neben dem Hofschauspieler Wohlgemut. Einst kam der Meister aus Ansfelden recht spät, beziehungsweise schon recht früh nach Hause. Da bemerkte er zu seinem nicht geringen Schrecken, daß er den Haustorschlüssel vergessen hatte. Er sah sich daher genötigt, Professor Wohlgemut herauszuklingeln und um Einlaß zu bitten. Dabei sagte Bruckner in seiner treuherzigen Weise zur Entschuldigung: „Sehn S', daß i so dumm bin, das hätt i selm net glaubt. Jetzt gebn S' ma aber auf der Stell glei a paar saftige Watschen dafür!" Was Wohlgemut natürlich wohlweislich bleiben ließ.

Eine Bayreuther Schöne

Auf einem Spaziergang durch den Hofgarten in Bayreuth ließ Bruckner seine Begleiter plötzlich stehen und eilte, quer über den Rasen laufend, über Gräben und Hecken springend, niederstürzend und wieder aufstehend, einem ihm bislang völlig unbekannten weiblichen Wesen zu, das seine Begeisterung entfacht hatte. Als er aber dann, nicht gerade in der feinsten Verfassung, schließlich vor der Schönen stand, war es mit seinem Mut zu Ende. „Bitt schön," stammelte er, noch außer Atem vom Laufen, „bitt schön, is net da herum wo die Villa Wahnfried?" Eine „bessere" Ausrede war ihm, der in Wagners Haus seit Jahren aus und ein ging, in der Eile nicht eingefallen. „Natürlich, gerade vor Ihnen!" erwiderte die mit Recht etwas erstaunte Angeredete und zeigte auf die nächste Gartentür. „Oh, küß die Hand und bitt tausendmal um Entschuldigung!" stotterte Bruckner mit tiefen Bücklingen. Dann war dieses Liebesabenteuer so rasch und unvermutet beendet, wie es begonnen hatte.

Das Paradiesbett

Lange Jahre wohnte Bruckner im Hause Heßgasse 7 zu Wien. Der Besitzer, einer seiner Bewunderer, hatte ihm daselbst ein Junggesellenheim zur Verfügung gestellt. Dort nun türmten sich in einem Zimmer, das außer dem Bett kein einziges Möbelstück aufwies, auf dem Fußboden und an den Wänden Bücher, Handschriften, Entwürfe, Partituren, Einzelstimmen, Briefe, Zeitungen, Kritiken in kunterbuntem Durcheinander zu ansehnlicher Höhe.

Da verehrten ihm einige seiner getreuen „Gaudeamuser" ein hochmodernes, echt englisches Messingbett mit stark federndem Drahteinsatz. Dieses „Paradiesbett" wurde Bruckners Stolz und Glück. Er stellte noch einen Kleiderkasten in den Raum und erkor ihn fortan zum Schlafzimmer. Das Messingbett benannte er seinen „Luxus" und lud in seiner kindlichen Freude alle Besucher, gleich, ob Männlein oder Weiblein, dringend ein, sich hineinzulegen, um zu probieren, „wie es schupft".

Göllerich und Stradal, beide ausgezeichnete Pianisten und begeisterte Bruckner-Schüler, planten im Jahre 1877, bei einer musikalischen Matinee den zweiten Satz der III. Symphonie Bruckners auf zwei Klavieren zu spielen. Hiezu luden sie den Vizepräsidenten der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, Koch, und den späteren Vorstand des Wagner-Vereines, Dr. Roller, persönlich in aller Form ein. Beide Herren lehnten kurz und bündig ab, der eine mit den Worten: „Was, Sie wollen auch von dem Narren was spielen?“ und der andere: „Aber bitt Sie, was kann denn der Trottel schreiben?“

Dabei hatte „der Trottel“ die Hälfte seines unsterblichen Lebenswerkes bereits geschrieben!

Als Fünfundfünfzigjähriger besuchte Bruckner einmal den ehemaligen Pflegersitz, die Burg Altpernstein bei Kirchdorf an der Krems. Es war ein heißer Sommertag und so mußten die Freunde den recht gewichtigen Herrn Hoforganisten das letzte Stück des steilen Weges „Engerl tragen", sonst wär er nimmer ans Ziel gekommen. Nachdem er sich etwas „verschnauft" hatte, besah sich Bruckner alle Einzelheiten der alten Feste aufs gründlichste und brachte den führenden Förster schon durch sein unablässiges wißbegieriges Fragen zur Verzweiflung. Mit besonderer Andacht verweilte er in der Burgkapelle, und von der Folterkammer und den Verliesen wollte er sich schier gar nicht trennen.

Auf einmal ging ein nervöses Zucken durch seinen Leib und mit der Begründung, er müsse die Qualen der Einsamkeit, der ewigen Finsternis und des dumpfen Modergeruches selber kennen lernen, kroch er tatsächlich durch die schmale Lücke in den finsteren Felsenkerker zurück, ließ alle Lichter verlöschen, ja sich auf einige Zeit sogar einsperren.

Nur dem vermittelnden Eingreifen seiner Begleiter hatte Bruckner es zu danken, daß der wutschäumende Förster diesen lästigen Besucher nicht gleich beim Kragen packte und wieder herauszog. Volle fünf Minuten blieb Bruckner in der Todeszelle, dann tauchte er mit einem feierlichen „Resurrexit" (er ist erstanden) wieder ans Licht empor.

Bei der Tausendjahrfeier des Stiftes Kremsmünster im Jahre 1877 spielte Bruckner zum Hochamte die Orgel. Am Vorabend, in feuchtfröhlicher Runde, hatte er nach langem Sträuben sich überreden lassen, die ihm als Chormeister wohlbekannte Weise des „Jägers aus Kurpfalz" in sein Orgelspiel einzuflechten. Er hielt denn auch Wort; freilich so gewandt und so gewandelt klang das Thema, daß nur der Eingeweihte es aus dem Brausen der Tonfluten heraushörte. Nachher überhäufte Bruckner seine „Verführer" mit Vorwürfen, weil sie ihn „zu einer Todsünd" verleitet hätten.

Zwei Jahre später, im Sommer, sollte Bruckner die Stiftsorgel in St. Florian hohen Offizieren vorführen. In der Schwimmschule, wo er vorher mit Studenten des Stiftsgymnasiums zusammen war, hatte man ihm scherzweise geraten, über das Signal „Retraite!" zu phantasieren. Ein Kleriker pfiff ihm — die übrigens wundervoll ergreifende — Weise vor, der Meister war sofort hell begeistert und führte dann wirklich mit gewohnter Meisterschaft das Thema auf der Orgel durch. Er brauchte sich dessen auch wahrlich nicht zu schämen. Denn die altösterreichischen Militärsignale stammten von keinem Geringeren als Michael Haydn!

Nächst dem unvergleichlichen „Meister der Meister", Wagner, stand Beethoven unserem Bruckner am nächsten. Er war stets zu Tränen gerührt, wenn er sich erinnerte, daß man den Schöpfer des „Fidelio" nach der Erstaufführung ein „musikalisches Schwein" genannt hatte. Als nun am 1. Mai 1880 das herrliche Beethoven-Denkmal ganz in der Nähe des Konservatoriums enthüllt wurde, übertrug Bruckner einen Teil seiner Beethoven-Verehrung auf den Bildhauer Professor Zumbusch, der es geschaffen hatte. Um so größer war seine Entrüstung, als ein Schüler in die Konservatoriumsstunde mit der Nachricht hereinplatzte, der Amor auf dem Denkmal spiele die Leier mit der linken Hand. Zuerst wies Bruckner jeden Gedanken an diese Möglichkeit entrüstet zurück, außerdem hielt er einen losen Streich seiner Hörer nicht für ausgeschlossen. Schließlich aber ergriff er seinen Schlapphut und eilte hinaus, um das Unglück selbst in Augenschein zu nehmen. Noch an der Tür aber drohte er zurück: „I sag Ihnas, wann S' mi für an Narren halten, geh i stantipede zum Hellmesberger, dann werd's aussigschmissen!" Nach einer halben Stunde kehrte er aber ganz verstört zurück und seufzte ein ums andere Mal: „Na sowas!" Er war wirklich ehrlich verzweifelt, einmal, weil sein verehrter Freund Zumbusch einen solchen Schnitzer gemacht hatte, und zum anderen, weil ausgerechnet so ein „Rotzbub" ihn aufgedeckt hatte.

Schau, das hab ich ganz allein für Dich gemacht!

Zur Zeit, da Bruckner sein Tedeum vollendete, erreichte das Kesseltreiben seiner Feinde gegen ihn den Höhepunkt. Deshalb fragte ihn einer seiner vielen Widersacher höhnisch: „Ja, warum haben Sie gerade jetzt Ihr Te Deum laudamus (Großer Gott, wir loben Dich!) angestimmt?" Bruckner antwortete ihm ernst: „Aus Dankbarkeit gegen Gott, weil es meinen Verfolgern immer noch nicht gelungen ist, mich umzubringen!" Am abendlichen Biertisch erzählte er den Vorfall und fuhr fort: „Der Hellmesberger hat gemeint, i soll das Tedeum dem Kaiser widmen. I hab ihm aber gsagt, es is nimmer frei, i hab's schon dem oben zugsagt aus Dank für in Wien ausgstandene Leiden! I glaub," schloß er nachdenklich, „wann's beim Jüngsten Gricht schief gang, möcht i unserm Herrgott die Partitur vom Tedeum hinhalten und sagen: ‚Schau, das hab ich ganz allein für Dich gemacht!' Nachher wurd i schon durchrutschen!"

Der grauenhafte Brand des Wiener Ringtheaters am 8. Dezember 1881 machte auf Bruckner einen unvergeßlichen Eindruck. Zunächst wohl deswegen, weil er selber die Vorstellung besuchen wollte und sich im letzten Augenblick erst anders entschloß. Dann deshalb, weil er das Wüten des Elementes die ganze Nacht hindurch von seinem Fenster aus nächster Nähe verfolgen konnte. Ungeheure Furcht erfaßte den Einsamen. Ein Glück, daß zwei Schüler und engere Landsleute ihn aufsuchten und die ganze Nacht bei ihm blieben. „Nia vergiß i das, nia!" äußerte Bruckner jedesmal, wenn er auf die Schauder dieser Nacht zu sprechen kam. Am nächsten Tag aber ging er, wie ein Kind neugierig und furchtsam zugleich, in den Leichenhof des Polizeigebäudes und besah die grauenhaft verstümmelten Opfer.

Seit dieser Feuersbrunst litt Bruckner an Angst vor Feuer. Er verwendete keine Petroleumlampe mehr aus Furcht, sie könnte explodieren, und brannte nur mehr Kerzen. Wenn er abends ausging, löschte er die Kerze auf das sorgfältigste aus und lief mehrmals ins Zimmer zurück, um sich zu vergewissern, daß der Docht nicht mehr glimme. Erst ein längerer Erholungsaufenthalt in St. Florian brachte ihn wieder ins seelische Gleichgewicht.

Der ehemalige Sängerknabe Krenn Georg des Stiftes Wilhering bei Linz erzählt:

„Im Jahre 1881 verbrachte Bruckner einen Teil der Sommerferien im Stifte Wilhering. Ich war dort Sängerknabe und beauftragt, dem Meister beim Orgelspiel nach seiner Anweisung die Register zu ziehen. Einmal nach dem Orgeln sagte Bruckner zu mir: ‚Du, i hab di schon singa ghört. Singst ganz schön, mußt mir amal was vorsinga. I wir auf dar Orgel dazua spieln!‘ Er gab mir gleichzeitig die Sopranstimme zu einem Ave-Maria, das ich, von seiner Meisterhand begleitet, tapfer zu Ende sang. Der Meister war so mit mir zufrieden, daß er sich über mich beugte und mich auf die Stirn küßte. Am nächsten Tag nahm er mich in Präntners Gastgarten mit auf einen Kaffee und sagte: ‚Weilst so schön gsungen hast, kriegst a an Gugelhupf dazua!‘ Wenn ich ihm das Mittagessen ins Zimmer brachte, schob Bruckner mir von da ab die Kompotte zu und gab mir täglich für meine Dienste ein Vierkreuzerstück.“

Bestohlen

Im Juli 1882 fuhr Bruckner zur Uraufführung des „Parsifal" nach Bayreuth. Als er, umdrängt und umwogt von den zahlreichen Festgästen, den Bahnhof verließ, wurde ihm aus der vorderen Rocktasche seine gesamte Barschaft von mehr als 300 Gulden gestohlen. Der Meister war darüber ganz außer sich. Die anwesenden Wiener Freunde hatten zwar sofort durch eine erste Sammlung 70 Gulden aufgebracht und tröfteten nach Kräften. Bruckner aber wurde nun überängstlich. Er barg diesen neugewonnenen Schatz in der Brusttasche, und vorsichtig, rechts und links spähend, seinen großen, im Viereck gefalteten „Plaid" mit gekreuzten Armen vor die Brust gepreßt, schritt er, vom Kopfschütteln aller, die ihn sahen, begleitet, dahin. „Ja, glaubt's vielleicht, i laß ma wieder mein Geld stehlen?" rief er entrüstet aus.

Orgelwettspiel mit Lohr

Im Sommer 1882 gab der berühmte Orgelvirtuose Lohr aus Budapest ein Konzert auf der großen Orgel zu St. Florian. Zum Schlusse spielte er eine freie Improvisation über ein sehr bewegtes Thema geradezu meisterlich. Der Regens Chori von St. Florian hörte neben Bruckner dem Spiele zu und sagte am Schluß zu ihm: „So und nicht anders spielt man Orgel!" Bruckner fühlte sich durch die Schärfe dieser Äußerung betroffen. Er eilte sofort zur Orgelbank hinauf, warf dort den Rock ab und rief: „Jetzt werd ich zeigen, daß auch ich Orgelspielen kann!" Und er spielte, spielte technisch und thematisch so schön und vollendet, daß Lohr ihn am Ausgang des Chores kniend (!) mit den Worten empfing: „Ich beuge mich!" und Bruckner stürmisch um den Hals fiel, als dieser ihm beide Arme entgegenstreckte und ihn aufrichtete.

Wiedemann, der erste Harfenist des Bayreuther Festspielorchesters und ein bekannter Spaßvogel, legte einmal den ehrlichen Bruckner gründlich hinein. Zur Uraufführung des „Parsifal" in die Wagner-Stadt gekommen, nahm Bruckner damals im Hause Stützer sein Mittagessen ein. Die dampfende Herrlichkeit der Suppe rüttelte seine Lebensgeister auf. Daher sprach er einen Herrn am Tische — angeblich einen Onkel des Hauses, in Wirklichkeit den verkleideten Wiedemann — freundlich an, ob er auch wegen des „Parsifal" nach Bayreuth gekommen sei. „Durchaus nicht," erwiderte jener, Geschäfte hätten ihn, einen Holzhändler aus Thüringen, hergeführt. Bruckner forschte weiter, ob er denn nicht begierig sei, die neue Oper Wagners zu hören. „Durchaus nicht," erwiderte jener abermals, schon nach dem ersten Akte habe er so genug gehabt, daß er die Eintrittskarte seiner Nichte geschenkt hätte. Vielleicht fand jene an dem langweiligen Zeug mehr Gefallen. Die Genannte setzte eben geräucherte Schweinsrippchen mit duftendem Sauerkraut, Bruckners allbekannte Lieblingsspeise, auf den Tisch. Aber diesmal widerstand Bruckner der Lockung. Er forschte weiter, ob der Herr Holzhändler denn noch nie etwas von Meister Wagner gehört hätte. „O doch," erwiderte jener, in Weimar einmal etwas zum Sterben Langweiliges, ein Stück, wie habe es nur geheißen, ja richtig, „Christian und Ilse" oder so ähnlich. Da legte Bruckner Messer und Gabel laut auf den

Tisch, sagte bloß: „Jetzt aber gengan ma auf der Stell!“, zahlte, eilte zum Bahnhof und fuhr wütend ab. Über den „Meister der Meister“ ließ er eben nichts kommen! Mit Schrecken und Reue sah Wiedemann, welch unerwartete Folgen sein zu weit getriebener Scherz gezeitigt hatte.

Er küßt ihm die Hand

Der Wiener Tondichter und Kapellmeister Hellmesberger schätzte Bruckner als Tondichter außerordentlich. So studierte er im Winter 1881/1882 als Direktor des Wiener Konservatoriums Bruckners IV. (romantische) Symphonie, 1. bis 3. Satz, in den Kammermusik- und Orchesterübungen der Zöglinge zum allerersten Male ein. Als alles klappte, lud er den Meister ein, die Aufführung selbst zu leiten. Bruckner griff mit Freuden zum Dirigentenstab. Hellmesberger hörte sich den 1. Satz bedächtig an. Zum 2. Satz setzte er sich selber an das Bratschenpult und spielte das Seitenthema als Violasolo in vollendeter Schönheit. Nachdem das Andante verklungen war, trat denn auch Bruckner feierlich auf Hellmesberger zu, sprach tiefergriffen ein paar bewegte Worte des Dankes und küßte ihm die Hand.

Der Ziegelbrocken auf dem Schreibtisch

In den letzten vierzehn Jahren seines Lebens lag stets ein unansehnlicher Ziegelbrocken auf Bruckners Schreibtisch. Mit ihm hatte es folgende Bewandtnis: Nach der zweiten Bayreuther „Parsifal"-Aufführung sammelte Bruckner die im Sonderzug eingetroffenen jungen Wiener Akademiker, führte sie ins Festspielhaus zurück und dort in die tiefsten Erdgeschosse des Bühnenraumes hinunter. Dann war er auf einmal verschwunden. Auf das allseitige Rufen: „Herr Professor, Herr Professor!" antwortete schließlich eine schwache Stimme: „Da bin i ja eh!" und Bruckner tauchte lehmbeschmiert und schweißtriefend aus einem tiefen Loch im Boden auf, wo er einen Ziegelbrocken herausgewühlt hatte. Über das schallende Gelächter, das ihn empfing, höchlichst ergrimmt, hielt er den „Gaudeamusern" eine flammende Standrede. Sie täten besser daran, mehr Idealisten zu sein, notabene an jenem geweihten Orte, wo der Meister der Meister bei der Grundsteinlegung persönlich geweilt habe, und sich auch ein Andenken nach Hause mitzunehmen, wie er es eben getan. Und damit schwenkte er den Ziegelbrocken triumphierend in die Höhe: „Den nimm i mit nach Wean, der kimt auf mein Schreibtisch und dort bleibt er!" schloß er. Also geschah es denn auch.

Des Meisters Bescheidenheit

Bruckner verstand es ganz und gar nicht, etwas aus sich zu machen. Er fühlte sich im Gegenteil höchst unglücklich, so oft er im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand. Wenn August Göllerich, sein Schüler und anerkannter Biograph, ihn über Jugenderlebnisse ausforschte, wich Bruckner meist mit den Worten aus: „Das interessiert ka Katz!“ oder „Es is eh nix gschegn!“ Ließ er sich dann schließlich und endlich doch einmal zu einer Mitteilung bewegen, so warnte er bescheiden mit den Worten: „Aber net drucken lassen, i bin ja ka Geck net!“ Wollte sich jemand in seine kleine ständige Abendgesellschaft am Wirtshaustisch eindrängen und stand ihm der Neuling nicht zu Gesicht, dann flüsterte Bruckner Göllerich zu: „Sagn S' ihm, daß er weitergehn soll!“ Am meisten aber ging es Bruckner wider den Strich, wenn er wie ein Wundertier begafft und bestaunt wurde. Bei solchen Gelegenheiten stieß er seinen getreuen Begleiter Göllerich mehr als einmal an mit den Worten: „Zoagn S' eahna d' Zung!“, was dieser allerdings nicht tat.

Bruckners jüngerer Bruder Ignaz, im Äußeren dem Meister sehr ähnlich und stets eifrig darauf bedacht, ihn mit den geliebten „Schwarzwurzen" (Bauerngeselchtem) zu versehen, stand zeitlebens im Schatten des Titanen. Er hat das selbst sehr wohl erkannt und in die Worte gekleidet: „Was war i denn auf der Welt gewesen ohne mein Bruadern!" Durch dessen Vermittlung hatte er seit 1883 eine Alterspfründe als „Kalkant" (Orgelaufzieher) und „Uhrrichter" im Stifte St. Florian. Daher bat er Anton einmal, ihm eine gut gehende Uhr zu beschaffen. Dieser antwortete durch die Tat und ließ sofort durch ein erstes Wiener Fachgeschäft eine Uhr für 18 Gulden nach St. Florian senden. Das war ein nobles Geschenk, betrug der Kaufpreis doch mehr als die Hälfte des Monatsgehaltes eines Landschulmeisters.

Ignaz hatte wie sein Bruder angestammten Mutterwitz. So fragte er den Meister einmal verschmitzt, wer von beiden auf der Orgel mehr vermöge. Als nun der berühmte Bruder schmunzelnd antwortete, darüber könne es wohl keinen Zweifel geben, rief Ignaz aus: „Gfaihlt! Is net wahr, i bin's. Denn wann der i koan Luft net gib, kannst überhaupt net spieln!"

Ein anderes Mal spielte Bruckner so ausgiebig mit dem vollen Werk und hielt die reichen Schlußklänge so lange aus, daß Ignaz mit dem Balgtreten schier nicht mehr nachkonnte. Schließlich standen sich beide Brüder schweißtriefend

gegenüber. Wütend schnaufte Ignaz: „Du, wannst no(ch) einmal deini Pratzen net wegbringst von die Tasten, dann laß i di(ch) sitzen, daß d' es nur woaßt!" „Aber geh, Ignaz," begütigte der Meister ganz erschrocken, „is's denn wirkli(ch) gar so arg gwesn?"

August Göllerich, Bruckners getreuer Schildknappe und erwählter Biograph, war gleichzeitig Franz Liszts Vertrauter. So bemühte er sich denn eifrig, diesen zu näherem Eingehen auf Bruckners Eigenart zu bewegen. Indes alle Versuche scheiterten an dem unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der Weltgewandtheit Liszts und der Weltfremdheit Bruckners. Der sonst allgütige Liszt lehnte stets mit dem Hinweis ab: „Ich bitt Sie, wenn mir Ihr Bruckner mit der Devotion kommt: ‚Euer Gnaden, Herr Kanonikus!', dann hab ich schon gnug!"

Als Bischof Rudigier, sein großer Gönner, starb, wollte Bruckner durchaus, daß Göllerich ihn zur Bestattung nach Linz begleite. Mit allen erdenklichen Lockungen suchte er ihn zu ködern, zuletzt versprach er ihm sogar: „Wann S' mit mir fahrn, kriagn S' a Symphonie gewidmet!" Göllerich aber lehnte ab, weil er ein gleichzeitiges Konzert Hans von Bülows, der die Wandererphantasie von Schubert-Liszt spielte, nicht versäumen wollte. Darüber kränkte sich Bruckner sehr, zumal er bereits wußte, daß „sein" Göllerich mit Liszt nach Rom gehen werde. So schleuderte er denn dem Ungetreuen den Vorwurf zu: „Na ja, mit 'n Liszt fahrn S' von Gott weiß wo bis ans End der Welt, mit mir aber net amal von Wean nach Linz!"

Da er zeitlebens an „Hitzen" litt, war Bruckner das Baden im Freien stets ein dringendes Bedürfnis. Infolge seiner Leibesfülle schwamm er sehr leicht, sprang auch gern vom „Trampalin" (Sprungbrett) in die kühle Flut, wobei er sich ängstlich die Nasenlöcher zuhielt. Geschickt tauchend, blieb er dann lange unter Wasser, worüber die zusehende Jugend sich baß verwunderte. Ein andermal setzte er sich rittlings mit den Buben auf einen schwimmenden Baumstamm. Wenn die Lauser dann heimlich den Bloch zu drehen begannen, drohte er: „Wart's, ös Schlankeln!" Da lag er auch schon prustend im Wasser.

Das nächste Mal hielt dafür wieder er die Jugend zum besten. So bestieg er zu Böcklabruck — im sechzigsten Lebensjahr stehend! — einst das Sprungbrett und forderte die anwesenden Jungen auf, laut zu zählen, bis er wieder auftauchen werde. Mit lautem Klatsch platschte er dann ins Wasser der Ager, verschwand und blieb verschwunden. Die Buben zählten laut bis dreißig, bis vierzig, bis fünfzig! Bruckner war noch immer nicht an der Oberfläche erschienen. Der Schlaue war in dem trüben Wasser heimlich unter die Stiege geschwommen, auf welcher die zählende Jugend saß, darunter unbemerkt aufgetaucht und freute sich der gelungenen List. Schließlich schwamm er von dort abermals unter Wasser ungesehen in die Mitte des Beckens und kam erst bei der Zahl sechzig (!) zum Vorschein. Ein allgemeines staunend-ehrfürchtiges:

„Hau!“ der Jugend belohnte diese Leistung. Drei- bis viermal wiederholte sich dieses Schauspiel stets mit demselben Erfolg. Dann äußerte Bruckner scheinheilig: „Es is freili(ch) a weng stark, das lange Tauchen, aber i will in Buabn die Freud net verderbn!“ Dem verblüfften Schwimmeister aber stellte er sich schließlich mit den Worten vor: „Wissen S', wer i bin? In Kaiser sein Organist und der Frau Gärtner Hueber ihr Bruader!“

Die Salbach!

Nach der ausgezeichneten Aufführung seiner VII. Symphonie in Leipzig durch Nikisch schwärmte Bruckner jahrelang von der Schönheit der Schauspielerin Salbach: „Die schönste Frau, die i in mein Lebn gsehn hab, is die Salbach!" war seine stehende Redensart in jenen Jahren. Um sie wiederzusehen, machte er einmal auf der Rückreise von Berlin eigens in Dresden halt. In ihrem Heim war die Angeschwärmte leider nicht mehr anzutreffen. So wartete Bruckner vor dem Bühnentürl auf sie. Der Theaterportier kündigte ihr Nahen an und der überhöfliche Bruckner zog seinen breitkrempigen Hut und verneigte sich so tief vor der Schönsten der Schönen, daß er nur ihre Beschuhung zu sehen bekam. Dann ging's ins Theater, damit der Meister doch endlich die Salbach auf der Bühne von Angesicht zu Angesicht bewundern konnte. Man gab „Die Welt, in der man sich langweilt!" Bei jedem Auftreten einer weiblichen Person wisperte Bruckner gespannt: „Is dö?" Endlich erschien die Ersehnte. Sie gab eine englische Gouvernante mit dunklen Brillengläsern und komischem semmelblondem Haar. „Die ist's!" flüsterte Oberleithner. Bruckner wollte es zuerst gar nicht wahrhaben. Erst der Theaterzettel überzeugte ihn. Aus war es unter solchen Umständen mit seiner Begeisterung! Gleich in der ersten Pause verließ er den Bühnentempel und eilte zu einem frischen „Pülß!", dem geliebten Pilsener Bier.

Als Bruckner seinen sechzigsten Geburtstag beging, da hatte er bereits sieben gewaltige Symphonien, drei große Messen, ein einzigartiges Tedeum, ein meisterliches Streichquartett sowie eine Menge kleiner Werke, die einzeln schon jeden anderen berühmt gemacht hätten, geschaffen. Trotzdem wird man in der zeitgenössischen Tagespresse vergeblich nach Festberichten oder Würdigungen seines Schaffens Ausschau halten. Es blieb mäuschenstill im Blätterwald. Die Zeitungen beachteten den Anlaß nicht oder getrauten sich nicht, ihn gebührend zu betonen, so sehr standen sie noch immer unter dem Banne von Bruckners allmächtigen Gegnern. Nur die „Linzer Tagespost" brachte eine allgemeine Würdigung des Meisters aus der Feder des heimischen Tondichters Anton Vergeiner, worin aber auch nur so nebenbei erwähnt wird, daß Bruckner in das sechzigste Lebensjahr getreten ist.

Tanzen, daß's staubt

Bruckner stand bereits im zweiundsechzigsten (!) Lebensjahre, da tanzte er in Steyr mit einem hübschen Mädchen die halbe Nacht durch frisch und gelenkig wie ein Jüngling. Am nächsten Tag spielte er seiner Tänzerin dann in Gegenwart der gesamten Gesellschaft den zweiten Teil seiner eben entstehenden VIII. Symphonie mit unerhörter Eindringlichkeit auf dem Klavier vor und erzählte bei dieser Gelegenheit, daß ihm ganze Stücke davon eingefallen seien, als er sich einmal zum vielgeliebten „Pilsner" niedersetzte.

Gehn ma, sie is a Gans!

Mitte der Achtzigerjahre weilte Bruckner wieder einmal in Linz und machte mit ein paar Linzer Freunden einen kleinen Bummel „zum Wasser", das heißt, zum Donauufer hinunter und über die Brücke. Auf dem Rückweg begegnete ihm ein bildhübsches Mädchen, die Tochter eines angesehenen Urfahrer Bürgers. Bruckners ewig junges Herz stand sofort in hellen Liebesflammen. Schnell entschlossen querte er die Brücke, folgte dem Fräulein und verlangte von seinen Begleitern, sie möchten ihn auf der Stelle der Schönen vorstellen und in deren Familie einführen. Sein Wunsch wurde, so gut und so schlecht es in der Eile ging, erfüllt. Indes Bruckners Begeisterung sollte sich wieder einmal als richtiges Strohfeuer erweisen. Verwirrt durch die unerwartete auffällige Huldigung des berühmten Landsmannes, der gut ihr Großvater hätte sein können, erwies sich die Angeschwärmte so geziert und unbeholfen in Wort und Gehaben, daß Bruckner die Unterhaltung im Elternhause, kaum daß sie recht in Fluß gekommen war, auch schon beendete. Er tat dies in seiner unbekümmerten Art, stand nämlich einfach auf, packte den gewaltigen Schlapphut und war mit den Worten: „Gehn ma, sie is a Gans!" auch schon bei der Tür draußen. Die undankbare Aufgabe, solches Benehmen zu entschuldigen, überließ er seelenruhig dem diplomatischen Geschick seiner Begleiter.

Der Meister wird grob

Einst saß Bruckner im Kreise der engsten Freunde in seinem „Stammbeisel", der „Schwemme" (Gaststube), der Wirtschaft Gause in der Johannesgasse zu Wien. Zwischen dem fünften und sechsten „Seitel Pils" ($^3/_{10}$ Liter Pilsener Bier) zog der Meister auf einmal ein Notenblatt aus der Tasche und reichte es seinem nebenan sitzenden Verehrer Schalk mit den Worten: „Schaun S' da her! Sie habn ma neuli a paar Ausstellungen gmacht, sehn S'" — und er summte, nur Schalk vernehmlich, ein Thema seiner VIII. Symphonie vor sich hin — „i hab ma's überlegt: Es is net dumm, sehn S', jetzt geht's aso!" Damit summte er Schalk die Neufassung vor. Darauf faltete er das zerknitterte Papier bedächtig zusammen und steckte es ein. Bisher war Bruckner ruhig und friedlich wie meist geblieben. Nun aber faßte ihn auf einmal heiliger Zorn, und heftig fuhr er Schalk an: „Wann S' mir aber jetzt no(ch) einmal was sagn" — dabei erhob er drohend die Rechte —, „dann hau i Ihna, meiner Seel, ane eini!" Zuerst schaute die Stammtischrunde ganz verdutzt drein, dann löste ein schallendes Gelächter die Spannung. Schließlich stimmte der Meister selber ein in die allgemeine Heiterkeit.

Modell für einen Apostel

Der berühmte Maler Uhde sah Bruckner in München und beschloß sofort, diesen Charakterkopf als Vorbild für einen Apostel seines Abendmahles zu verwenden. Bruckner, von einem Freunde des Künstlers um eine Sitzung gebeten, lehnte erst ab mit der Begründung: „Aber i bin do(ch) ka Jud net!" Zur weiteren Begründung fügte er dann bescheiden hinzu: „Ich bin auch gar nicht würdig, als Apostel beim Heiligen Abendmahle zu sitzen!"

Uhde fand aber doch am nächsten Tag die ersehnte Gelegenheit, Bruckners Kopf heimlich zu skizzieren. Als dann das vollendete Werk, „Das letzte Abendmahl" Uhdes, im Wiener Künstlerhaus ausgestellt war, führte ein Freund Bruckner hin und sagte ihm lächelnd: „Schau her, du bist ja doch darauf!" — „Ah, ah!" erwiderte Bruckner staunend und blieb noch lange, wortlos und tief ergriffen, vor seinem Abbild als Apostel stehen.

Bitte um eine Grabstätte

Am Osterdienstag 1885 traf der Stiftsorganist Josef Gruber den Meister im Vorzimmer des Prälaten zu St. Florian. Sie kamen beim gemeinsamen Warten ins Gespräch. Gruber erwähnte, er gedenke zu heiraten und bäte um eine Wohnung. Da sagte Bruckner: „Auch ich will vom Hochwürdigen Herrn Prälaten eine Wohnung haben!“ Auf den verwunderten Blick Grubers fuhr er fort: „Ich will einst in der Gruft beigesetzt werden und dies heute erbitten!“

Bruckners Bitte wurde gewährt. So ruht denn heute der Meister in der Gruft zu St. Florian aus von seinem mühseligen Erdenwallen. Über ihm aber braust die große Stiftsorgel, die erste Künderin seines Könnens und die Begründerin seines Ruhmes.

Der Hans ist halt doch ein genialer Kerl

Hans Richter, der weltberühmte Wagner-Dirigent, war auch ein Vorkämpfer Bruckners. Er stand seinem Schaffen verständnisvoll gegenüber und brach manche Lanze für den damals noch arg verkannten Oberösterreicher. Bei einer Probe des Tedeum wurde Richter von der Schönheit und Erhabenheit des Werkes so ergriffen, daß ihm die hellen Tränen über die Wangen liefen und er ausrief: „Bruckner, das hat Ihnen wahrhaftig der Herrgott selber eingegeben!"

Am 24. Februar 1889 führte Richter die VII. Symphonie Bruckners in Wien zum Siege. Nach einer Probe erzählte Bruckner seinen Getreuen am Stammtische glückstrahlend: „Denkts euch, heut haben mich die Philharmoniker ‚Meister' gnennt!" Welch Unterschied gegenüber dem Verhalten jener Musiker, die einst seine III. Symphonie absichtlich „verhunzt" hatten!

Damals geschah es auch, daß Richter bei einer Probe eine Note der Partitur nicht entziffern konnte und sich daher an den anwesenden Bruckner wandte: „Ich bitt Sie, lieber Meister, welchen Ton haben hier die Posaunen zu blasen, D oder Des?" Worauf Bruckner mit einer tiefen Verbeugung submissest erwiderte: „Ganz wie der Herr Hofkapellmeister wünschen!"

Ansonsten aber war Bruckner in seiner musikalischen Überzeugung keineswegs so leicht umzustimmen. So war er 1890 anläßlich der Anwesenheit Cosima Wagners mit Loewe zusam-

men bei Böhler geladen. Im Verlaufe des Abends wünschte Cosima etwas von Bruckner zu hören. Loewe spielte daraufhin das Scherzo aus Bruckners III. Symphonie. Nachher „schimpfte" ihn Bruckner gehörig zusammen, weil er das Zeitmaß viel zu rasch genommen hätte. Loewe verteidigte sich mit der Begründung, daß man das Stück auf dem Klavier schneller spielen müsse. Bruckner aber wollte dies durchaus nicht zugeben. Einige Tage später führte Richter die III. Symphonie Bruckners im Konzertsaal auf und nahm dabei das Zeitmaß des Scherzos noch rascher als Loewe. Diesmal aber war Bruckner überzeugt und sagte: „Der Hans ist halt doch ein genialer Kerl!"

Am 18. Dezember 1892 war die von Bruckner dem Kaiser Franz Joseph I. gewidmete VIII. Symphonie als einziges Stück des vierten Philharmonischen Konzertes in Wien angesetzt. Sie wurde ein Riesenerfolg. Hanslick gab sich geschlagen. Er verließ noch vor dem Finale den Konzertsaal, um nicht Zeuge von Bruckners Triumph sein zu müssen. Für Hans Richter, der das Werk und damit Bruckner zum strahlenden Sieg führte, hatte dieser eine seltsame Überraschung in Bereitschaft. Er wartete am Ausgang des Konzertsaales mit einem Servierbrett, auf dem achtundvierzig dampfende Krapfen wohlgeordnet lagen, und forderte ihn auf, sie mit ihm zusammen gleich zu vertilgen.

Wo nur die Strümpfe sind?

Friedrich Eckstein, damals Bruckners getreuer, unbezahlter Privatsekretär und von ihm „Samiel" genannt, steuert einen heiteren Beleg für die geniale Junggesellenwirtschaft bei, die der Meister in den Achtzigerjahren zu Wien führte:

„An besonders heißen Tagen saß Bruckner, meist nur mit dem Allernötigsten bekleidet, am Klavier oder Arbeitstisch. Eines Abends erschien ich, um ihn zum Abendessen im gewohnten Stammwirtshaus abzuholen. Bruckner erklärte mir, er sei eben mit seiner Tagesarbeit fertig geworden und wolle sich rasch ankleiden. Dabei ergaben sich zunächst nun allerdings allerhand Schwierigkeiten. Schließlich konnte Bruckner seine eben frisch aus der Wäsche gekommenen Strümpfe nicht finden. Auf unbegreifliche Weise waren sie aus dem Schrank verschwunden und das kurz vorher abgelegte Paar desgleichen. Nach endlosem Suchen auf dem Fußboden, in allen Zimmerecken, in sämtlichen Winkeln wurden die Ausreißer aber schließlich und endlich doch dingfest gemacht, aber wo? Im Klavier!"

Der Micherl war net zugedeckt

Eines Abends, als der getreue Famulus Eckstein den Meister zum Abendessen am gewohnten Stammtisch abholte, spielte ihm Bruckner aus dem ersten Entwurf eine besonders merkwürdige Behandlung des „Deutschen Micherl" — des Scherzothemas der VIII. Symphonie — vor. Dadurch verspätete sich der Aufbruch und Bruckner, bei dem sich ein rechtschaffener Hunger meldete, eilte rascher als sonst die Stiegen hinunter. Noch auf der Treppe aber entfuhr es ihm: „Jessas, hab i net vergessen, das Wasser in der Kuchel abzudrehn?" Er ließ sich nicht beruhigen, stieg wieder empor, öffnete umständlich, untersuchte den Wasserhahn, schloß umständlich wieder ab und eilte die Treppe hinunter. Dabei kam ihm ein neuer schrecklicher Gedanke: „Jessas, i werd do(ch) 's Gas abdreht ham!" Nur mit größter Mühe ließ er sich abhalten, wieder hinaufzusteigen. Endlich im Hausflur angekommen, erklärte Bruckner plötzlich, er müsse unter allen Umständen doch in seine Wohnung hinauf. Und diesmal half kein Zureden. Trotz der furchtbaren Hitze schnaufte er noch einmal die vier Treppen empor und erschien, in Schweiß gebadet, endlich wieder beim wartenden Freunde. „So," ächzte er, „jetzt tummeln ma uns aber, denn i hab an Hunger wia a Drescher und halberts verdurst bin i ah!" Auf dem Wege flüsterte er dann seinem Begleiter ins Ohr: „Wissen S', der Micherl war net zudeckt, den hab i do(ch) zudecken müssen!" Er hatte es also nicht übers Herz

gebracht, das letzte Kind seiner Muse unbedeckt, aller Unbill ausgesetzt, auf dem Schreibtisch liegen zu lassen und das ihm schon recht beschwerlich fallende Stiegensteigen zum zweiten Male nicht gescheut, um eigenhändig die letzten Entwürfe des Scherzos sorgsam zu bedecken.

Neben dem anstrengenden Blasbalgtreten war das richtige Registrieren unerläßliche Voraussetzung für Bruckners vollendetes Spiel auf der Orgel zu St. Florian. Gewöhnlich waltete der Musiklehrer, Schüler und Freund des Meisters, Karl Aigner, dieses keineswegs leichten Amtes. Er kannte Bruckners Geschmack und Wünsche ebenso gut wie die Vorzüge und „Mucken" der berühmten alten Florianer Orgel.

Eines Tages sollte Bruckner spielen, aber Aigner fehlte. Daher übernahm ein anderer Bruckner-Verehrer, Dr. Franz Wiesner, die bei vier Manualen und vierundvierzig Registern auf jeder Seite des Orgeltisches durchaus nicht einfache Aufgabe des Registrierens. Bei der Einleitung ging alles gut. Kaum aber begann Bruckner eine Fuge, da versagte — o Schreck — das Pedal. Trotz verzweifeltem Reißen an allen Knöpfen ließ sich die Störung nicht beheben. Bruckner warf seinem angstschweißbedeckten Helfer einen vernichtenden Blick und das Befehlswort: „'s Pedal!" zu. Es war vergeblich. Endlich in der höchsten Not stürzte Aigner als rettender Engel herein, zog die Pedalkoppel, die zurückgerutscht war, wieder vor, keilte ein Hölzchen ein und siehe! — nun sprach das Pedal wieder brav an! Bruckner hatte sich im Spiel so geschickt aus der Patsche gezogen, daß noch kein Hörer etwas gemerkt hatte. Trotzdem ging nach Schluß ein gewaltiges Donnerwetter über Wiesner nieder. Er bekam taxfrei den Titel „Halla-

wachll" Das war eines der vier Kraftworte, die Bruckner, der nie ein Schimpf- oder Fluchwort gebrauchte, über die Lippen brachte. Die übrigen drei, schön der Reihe ihrer Steigerung nach geordnet, waren „Kalabreser", „Locherl" und „Starzpeter".

Die VII. in München

Am 10. März 1885 führte Levi die VII. Symphonie Bruckners in München auf. Wie Bruckners gesamtes Schaffen war auch dieses Werk damals noch sehr umstritten. Es sagte denn auch bei den Proben den Musikern zunächst gar nicht zu. Ja, ein witziger Cellist konnte sich eine laute Bemerkung nicht verkneifen und erregte damit schallende Heiterkeit im gesamten Orchester. Da wandte sich Levi erregt ihm zu und rief in heiliger Entrüstung: „Ich verbitte mir Ihre Witze. Diese Symphonie wird noch gespielt werden, wenn wir alle nicht mehr am Leben sind!"

Bei der Aufführung selbst kam es während des Adagios zu einem vielbemerkten Zwischenfall. Als im Höhepunkt dieses Satzes der Beckenschlag fiel, stieß der ganz vorn sitzende Professor der Ästhetik Riehl ein lautes „Pfui!" aus. Levi drehte sich um und wies ihn durch ein energisches „Pssst!" zurecht. Der Schlußerfolg übertraf übrigens die kühnsten Erwartungen. Bei der anschließenden Nachfeier hob Levi sein Champagnerglas mit den berühmt gewordenen Worten: „Ich leere mein Glas auf den größten Symphoniker nach Beethovens Tod!"

Anschließend an die Erstaufführung seiner VII. in München hörte Bruckner eine Aufführung der „Walküre" in der Staatsoper. Da er dabei immer noch von dem wundervollen Klang der Tuben in seiner Symphonie schwärmte, ließ ihm Levi nach dem ersten Akt im Musikzimmer noch einige Tubenstellen vorspielen. Und ganz zum Schluß, als der letzte Besucher das Haus verlassen hatte, hielt er an die vollzählig im Musikzimmer zurückgebliebenen Mitglieder des Staatsopernorchesters eine feierliche Ansprache: „Meine Herren! In diesem Haus haben wir schon oft vor dem König allein gespielt. Heute haben wir einen Fürsten aus dem Reiche der Töne vor uns. Ich bitte Sie, für ihn noch einen Teil des Adagios seiner VII. zu spielen!"

Im abgedunkelten Raum des großen Hoftheaters erklang dann, doppelt feierlich und ergreifend, die Trauermusik auf den Tod Wagners, der letzte Abgesang des cis-moll-Adagios, vollendet gespielt für den einzigen Hörer: Anton Bruckner. Der saß in tiefer Ergriffenheit in der Königsloge und es erfüllten sich an ihm Schillers Worte:

„Es soll der Dichter mit dem König gehn,
Sie beide stehen auf der Menschheit Höhn!"

Es bleibt ewig ein Ruhmesblatt in der wechselvollen Geschichte der Liedertafel Frohsinn in Linz, das Gründungsfestkonzert vom 15. April 1886 völlig Bruckners Schaffen gewidmet zu haben. Unter Wilhelm Floderers Stabführung wurden dabei die Männerchöre „Germanenzug" und „Um Mitternacht", das „Adagio" aus der III. Symphonie und das „Tedeum" würdig herausgebracht. Das als ungeheuer schwierig, ja unsangbar verschriene „Tedeum" erklang damals zum erstenmal in Oberösterreich. Der neue ungewohnte Stil machte Musikern wie Sängern gleich zu schaffen. Ein Solotenor nach dem andern legte die Partie zurück, „weil man so etwas überhaupt nicht singen könne". Der Chor verlor von einer Probe auf die andere immer mehr den Mut. Floderers Humor und Willenskraft besiegte aber doch alle Schwierigkeiten. Die Aufführung wurde Bruckners erster großer Erfolg in seiner Heimat und war das erste Bruckner-Fest.

Der Meister wohnte dem Konzerte bei und war dort schon Gegenstand begeisterter Huldigungen. Im anschließenden „Bruckner-Festkommerse" steigerten sich die Ehrungen zu stürmischem Jubel. Vorstand Milbeck hielt eine zündende Festrede und Professor Commenda kommandierte einen feierlichen Ehrensalamander: „In honorem nostri illustrissimi ac fidelissimi magistri, professoris Antonii Bruckner, surgite!" Brausender Beifall begleitete die akademische Ehrung. Sie machte Bruckner besondere Freude,

weil er darin den Beweis sah, wie hoch er sich aus eigener Kraft emporgearbeitet hatte. In tiefster Rührung und anfänglich mit der eigenen Ergriffenheit kämpfend, sagte er unter anderem: „Meine Herrschaften! Es ist leider wahr, daß ich schwere Jahre durchgemacht hab..., daß Mißgunst und alles das, was ma net will, zusammengewirkt hat, damit mir das Leben recht schwer worden is." Er gedachte dann in warmen Worten seiner großen auswärtigen Förderer: Wagner-Bayreuth, Nikisch-Leipzig, Levi-München, Richter-Wien, und fuhr fort: „Aber alles das is mir noch ferner gestanden als der heutige Tag. Der heutige Tag is wirklich ein großer Tag. Mein heißgeliebtes Vaterland Oberösterreich hat sich heute meiner angenommen, es hat sich trotz der großen Erniedrigungen, die ich in drei Wiener Blättern erfahren hab, meiner angenommen und heut mein ‚Tedeum' in einer so ausgezeichneten Weise zur Aufführung gebracht, daß ich es mein Lebtag nimmer vergessen werde." Er schloß mit den Worten: „Wollen Sie die Gewogenheit haben und auch in Zukunft meiner gedenken! Alle meine lieben Freunde und Gönner, meine Heimat, sie leben hoch, hoch, hoch!"

Bruckner hat mit diesen Dankesworten nicht zuviel gesagt. Freilich, auf dem steilen Dornenpfade, der den armen Schulgehilfen Anton Bruckner zur Höhe der Weltgeltung führte, war der oberösterreichischen Sängerschaft nur ein kurzes Stück Weggenossenschaft beschieden. Die aber wurde von entscheidender Bedeutung für Bruckners gesamte Entwicklung. Der herzliche

Verkehr mit den Linzer Sangesbrüdern erschloß dem bisher weltfremden Landschulmeister einen treuen Freundeskreis und damit eine Quelle seelischer Stärkung wie gesteigerten Lebensgefühles. Gerade seine Linzer Sängerbeziehungen ebneten ferner Bruckner den Weg in die Residenzstadt, zum Hof und zur Hochschule. Denn nicht der zünftige Verstand der zünftigen Verständigen, sondern das triebhafte Ahnen der alten und jungen Sänger hatte Bruckners Größe zuerst erfaßt. In Linz vollzog sich in Bruckner weiter die entscheidende Wandlung vom ausübenden zum schöpferischen Meister. Angeeifert durch seine großen Erfolge als Chormeister und im Vertrauen auf seine gründliche Schulung durch Linzer Musiklehrer, wurde aus dem zeitgebundenen Orgelvirtuosen der unsterbliche Tondichter. In Linz wie ganz Oberösterreich fand Bruckner auch in der Sängerschaft und den ihr nahestehenden Kreisen mutige Gefolgschaft und das zu Zeiten, da ein Eintreten für ihn noch alles eher denn selbstverständlich war. Aus Sängerkreisen wuchsen ihm endlich fast alle seine Biographen, die Gründer und Führer des Bruckner-Bundes, die Gestalter der Bruckner-Festwochen empor. Wenn heute Bruckners überragende Bedeutung allgemein gewürdigt wird, so hat die Sängerschaft Oberösterreichs ihr ehrlich und redlich Teil daran.

Kommerslieder, Sängersprüche und Reden beschlossen den Abend. Unmittelbar darnach fuhr Bruckner nach Wien zurück. In einem Schreiben vom 20. April 1886 dankt er nochmals und

schließt: „Ausgezeichnete künstlerische Leistungen haben alle vollbracht! Freundschaft und Liebe erflehe ich von allen meinen innigstgeliebten Oberösterreichern. Die Liedertafel Frohsinn und ganz Oberösterreich lebe hoch, hoch, hoch!"

Auch eine Begründung

Im April 1886 weilte Bruckner vorübergehend wieder einmal in Linz. Er spielte zu seinem Tedeum die Orgel im „Neuen Dom" bei dieser Gelegenheit ganz wundervoll und verbrachte im Kreise guter Freunde einige gesellige Stunden. Dabei bat ihn eine junge, von seinem Orgelspiel begeisterte Linzerin flehentlich, förmlich auf den Knien: „Aber, Herr Professor, bleiben Sie doch noch ein paar Tage hier und spielen Sie wieder die Orgel!" Bruckner erwiderte verlegen in seiner treuherzigen Weise: „Ja, mein liebes Kind, recht gern, aber schaun S', es geht diesmal wirkli(ch) net, i hab ja nur an anzige Unterhosen mit!"

Seltsame Anerkennung

Im April 1886 brachten vier begeisterte Sangesbrüder dem Meister, der für ein paar Tage in der „Kanone" zu Linz abgestiegen war, als besondere Huldigung ein „Ständchen" dar. Sie sangen ihm in abendlicher Stille sein Lieblingsquartett aus den „Regensburgern". Freilich, schon die Anfangsworte „Warum bist du so ferne?" paßten nicht recht, denn Bruckner stand zum Greifen nah am Fenster. Aber er nahm den Beweis freundschaftlicher Huldigung freundlich auf. Freilich scheint der Wille der Sänger stärker gewesen zu sein als ihr Können, denn Bruckner dankte ihnen mit den vielsagenden Worten: „Sehr hübsch, meine Herren, sehr hübsch, und wenn Sie's einmal studiert haben ... wird's auch sehr schön werden!"

Am Tage nach der sieghaften Aufführung der VIII. Symphonie in Wien rief Johann Strauß einem Freunde Bruckners auf der Straße zu: „Du, gestern hab i a Symphonie von Bruckner ghört! Die war einfach großartig! Geh, bring mir 'n amal!" Als Bruckner bald darauf der Einladung des Walzerkönigs folgte und zum Besuch erschien, sprach er in seiner devoten Art Strauß mit „Großmeister" an. Doch dieser wehrte energisch ab und meinte in edler Bescheidenheit: „Na, na, Sie sand der Großmeister. I bin nur a Vorstadtkomponist. Die Symphonie war wirkli(ch) wunderbar!" Und dann wurde es recht gemütlich und recht ... spät!

In Audienz

Um den gebührenden Dank für die Verleihung des Franz-Josephs-Ordens abzustatten, erschien Bruckner am 23. September 1886, Schlag elf Uhr, bei Kaiser Franz Joseph in Audienz. Darüber berichtete er in seiner Art dann folgendes:

„Wiar i eini kema bin, is der Kaiser glei lachad wordn!" Bruckner trug nämlich die vorgeschriebene Ordenstracht eines Ritters des Franz-Josephs-Ordens und fühlte sich darin äußerst beengt. „Wiar i dann gredt hab, hat der Kaiser mi(ch) alleweil so guat angschaut. Und wia da Kaiser dann gsagt hat: ‚Es wäre mir eine Freude, Ihnen einen Wunsch zu erfüllen!', da hab i ma a Herz gnumma und bin aussagruckt: ‚Majestät, wann S' halt dem Hanslick allergnädigst verbieten taten, daß er so schlecht über mi schreibt!' Da hat der Kaiser wieder lachen müassen und gsagt: ‚Das kann wohl auch ich nicht!' Und damit war i entlassen!"

Das geliebte „Zigarrl" schmauchend, ging Bruckner mit seinem Steyrer Freund Dr. Wiesner im Stiftsgarten von St. Florian spazieren. Dabei berichtete er, daß ihn die Herren beim Essen „aufgezogen" hätten. Ja, der Herr Dechant habe sogar gemeint: „Ist doch ewig schade, daß der Name Bruckner ausstirbt!" Nachdenklich schwieg der Meister. Plötzlich blieb er stehen und fragte seinen Begleiter unvermittelt: „Wie alt ist Ihre Schwester?" — „Siebzehn Jahre!" — „Hat sie braune Augen?" — „Ei freilich!" — „Sie, die möcht ich heiraten!" sprudelte Bruckner heraus. Dr. Wiesner brachte vor Verblüffung zunächst kein Wort heraus. Aber schon brummte Bruckner, daß er noch im besten Mannesalter stehe — er war bereits zweiundsechzig Jahre alt —, auch eine Frau ernähren könne usw., und schloß: „Sie, wissen S', reden S' halt mit Ihrer Schwester, i komm von Steyr dann um die Antwort!"

Gut eine Woche später brachte tatsächlich das schöne Gespann des Herrn Almeroth Bruckner nach Wolfern vor Dr. Wiesners Haus. Der Meister brannte darauf, das Ergebnis seiner seltsamen Werbung zu erfahren. Gleich nach der Begrüßung nahm er den Vertrauten auf die Seite und tat die Schicksalsfrage. Auf die ebenso höfliche wie bestimmte Ablehnung sagte er nachdenklich: „Alsdann wieder nichts!" Gleich darauf aber war er wieder heiter und nahm mit bester Eßlust an den Genüssen der Jause teil.

Am 29. September 1887 wurde Bruckners Tedeum von der Liedertafel „Frohsinn" in Linz unter Wilhelm Floderer zur Orgeleinweihung im neuen Dom das erste Mal während des Gottesdienstes gebracht. In der Hauptprobe, die im Liedertafelheime am Pfarrplatz stattfand, war Bruckner von den Leistungen des Vereines so entzückt, daß er dem neben ihm stehenden Liedertafler Schausberger auf die Schulter klopfte und ausrief: „Ös seids so liabe Leut im ‚Frohsinn'!" Dann drehte er sich um und küßte den allgemein beliebten Vorstand Milbeck in seiner überströmenden Dankbarkeit herzlich ab.

Bei der Aufführung saß Bruckner selbst an der neuen Orgel, spielte mit aufgekrempelten Hemdärmeln und riß alles zur Bewunderung hin durch seine herrlichen Improvisationen.

Noch ganz erfüllt von der Schönheit und Kraft des im Kirchenraum doppelt eindrucksvollen Tedeums, geleiteten die Liedertafler ihr Ehrenmitglied die Wendeltreppe vom Musikchor hinab. Bruckner dankte „tausendmal", daß sie gerade wie 1869 seine e-moll-Messe nun auch das Tedeum so würdig gebracht hätten. Seine Augen leuchteten dabei vor Stolz und Glück. Da tat eine Sangesschwester die Frage: „Worüber freuen Sie sich nun am meisten, Herr Professor?" Der Meister antwortete, ohne zu zögern: „Daß i beim ‚Schwarzen Bock' jetzt meine Knödeln kriag!"

Nach der seelisch wie körperlich gleich auf-

reibenden Aufführung verlangte eben auch der Magen sein Recht. Und es wurde ihm auch. In dampfenden Schüsseln standen „Geselchtes“ und sonstiges „Schweinerne“, standen Grieß- wie Mehlknödel, Sauerkraut nebst Spinat bereit zum fröhlichen Siegesmahl. Bruckner ließ es sich wohl schmecken und lachte Tränen, weil Göllerich, sein Begleiter und Biograph, als Vegetarianer schärfster Richtung damals „wirkli(ch) nix wiar an Spenat“ genoß.

Allzu aufrichtig

Treue Freunde Bruckners hatten die Aufführung seiner VII. Symphonie in Berlin 1887 ermöglicht und den allmächtigen Herrn und Gebieter eines führenden deutschen Musikverlages eigens hiezu in die Reichshauptstadt gelotst. Der Gestrenge kam, hörte sich die Sache mal egal an und ließ sich schließlich im Künstlerzimmer den Meister Anton vorstellen. Es stand viel auf dem Spiel und Bruckner wußte das. So machte er denn seine schönsten „Buckerln" und „Diener". Der Herr Verlagschef meinte in kühler Herablassung: „Nun ja, ganz schön das alles, Herr Bruckner, aber die Form, die organische Form mangelt! Viel habe ich von Ihrer Symphonie, ehrlich gestanden, nicht gehabt!" — „Ja, segn S', Herr Kommerzienrat," glaubte Bruckner diplomatisch trösten zu müssen, „segn S', das kommt bei Ihnen schon no(ch). Mit 'n Beethoven will i mi ja wirkli(ch) und wahrhafti(g) net vergleichen, aber den ham's die längste Zeit ah net verstanden — die Ochsen!" Damit war die Unterredung schnell zu Ende und die Möglichkeit der Drucklegung von Bruckners Werken in diesem Verlage ebenfalls.

Recht was Feines zum Essen!

Herr und Frau Mayfeld pflegten alljährlich einige Wintermonate in Wien zu verbringen, dabei im Hotel „Elisabeth" abzusteigen und den befreundeten Bruckner öfters dorthin einzuladen. Bei einer solchen Gelegenheit wollte Frau von Mayfeld Bruckner eine besondere Freude machen und führte ihn zum „Möbus", einem feinen Restaurant am Graben. Sie kannte Bruckners Vorliebe für gutes Essen und lud ihn daher ein: „Und jetzt bestellen Sie sich, was gut und teuer ist, ganz wie Sie wollen, lieber Bruckner! Hier ist die Speisenkarte!" Bruckner würdigte die erlesene Folge von leckeren Gerichten nicht einmal eines Blickes, sondern verlangte sofort: „A Geselchts mit Knödel und Kraut!", wovon er denn auch drei ganze Portionen andächtig und „in einem Aufwaschen" vertilgte.

Schuberts Schädel

Am 12. September 1888 wurden Franz Schuberts sterbliche Überreste auf dem Währinger Friedhof zu Wien geborgen, um in das Ehrengrab auf dem neuen Zentralfriedhof überführt zu werden. Bei diesem Anlasse ward in Anwesenheit einer kleinen Gemeinde von Verehrern auch der Schädel des Liederfürsten wissenschaftlich vermessen, im Lichtbild aufgenommen und dann in den neuen Sarg gelegt.

Bruckner war zeitlebens ein glühender Schubertianer und daher auch Zeuge dieser Stunde. In seiner umständlichen schüchternen Weise bat der Herr „Professor" schließlich um die hohe Vergünstigung, den Totenschädel selbst in die Hand nehmen zu dürfen. Zärtlich und lange ließ er die Hand auf ihn ruhen und blieb fortan stolz darauf, als letzter Sterblicher die Gebeine des unsterblichen Schubert berührt zu haben.

Bei der Überführung Beethovens handelte Bruckner ganz ähnlich. In inniger Liebe preßte er lange und leidenschaftlich den Schädel des großen Symphonikers an sich.

Bruckner und Brahms waren Gegensätze. Brahms, von dem allmächtigen Hanslick auf den Schild gehoben und verwöhnt, wurde von seinem Verleger so gut bezahlt, daß er ein völlig unabhängiges, sorgloses Leben führen konnte. Bruckner, von dem allmächtigen Hanslick verspottet und verfolgt, brachte es nie zu einem richtigen Verlegerhonorar und drohte am Frondienst des Stundengebens als schaffender Künstler zu scheitern.

Leider wurden die beiden großen Zeitgenossen aus Gegensätzen bald zu Gegnern. Die Schuld lag bei Brahms, der triebhaft die Überlegenheit Bruckners fühlte und diesen daher nicht leiden mochte. Als Bruckner einst in der prächtigen Schwimmschule von Steyr badete, um seine ewigen „Hitzen" zu kühlen, kam die Rede auch auf Brahms. „Ja, der Brahms!" seufzte Bruckner und sprang sogleich ins Wasser, wo er weit weg tauchte, um jeder weiteren Erörterung zu entgehen. Ein anderesmal sah er beim Besuche einer befreundeten Familie Lieder von Brahms auf dem Klavier liegen. „Kennan S' a seine Symphonien?" fragte er vorsichtig und fügte hinzu: „Wissen S', bei dem is a jeder Takt ausspintisiert!" Auf sich selber weisend fuhr er dann fort: „Wann i nur a so gscheit wär wie der! Bei mir is halt alles da drinn — auf die Brust zeigend — und wie's drinn is, muaß's außer!"

Der derbe Brahms kannte Bruckner gegenüber keine solche Rücksichtnahme. Er flegelte ihn

sogar einmal mit der Behauptung an, Bruckner komponiere „wie ein Wilder!“ Durch besonnene Anhänger auf beiden Seiten wurde schließlich eine Zusammenkunft der beiden Großen beim „Roten Igel“ vermittelt. Anfänglich herrschte eisiges Schweigen. Endlich langte Brahms nach der Speisekarte und rief mit erzwungener Gemütlichkeit: „Na, wolln ma amal sehn, was es z' essen gibt!“ Er überflog die Liste. Plötzlich hielt er inne: „Ah, Gselchts mit Kraut und Knödeln, das ist ja meine Leibspeis!“ Da wandte sich Bruckner ihm zu: „Sehn S', Herr Doktor, Gselchts und Knödeln, das ist der Punkt, wo wir uns verstehn!“ Schallendes Gelächter der beiderseitigen Gefolgschaft begleitete diese verblüffende Feststellung und das Eis war gebrochen. Es kam zu einer Unterhaltung. Dabei sagte Brahms in seiner groben Art: „Ihre III. Symphonie hat mir net gfalln!“ — „Aber dem Meister Richard Wagner hat's gfalln!“ trumpfte Bruckner auf. Das Gespräch wurde schließlich doch recht angeregt und Brahms begütigte schließlich: „Lieber Bruckner, Sie dürfen sich nicht einbilden, daß ich etwas gegen Sie habe, aber ich kann mich halt einmal für Ihre Sachen nicht begeistern!“ — „Na, sind S' nur ruhig, Herr Präsident,“ schoß Bruckner zurück, „mir geht's mit Ihre Sachen akkrat aso!“

Du sollst dich nicht vor Menschen beugen!

Am 28. August 1889 gab Bruckner seinen Verehrern und Freunden ein Orgelkonzert in Sankt Florian. In hellen Scharen wallfahrteten die Getreuen in die Stiftskirche. Dort führte der Meister eine seiner berühmten Orgelphantasien, frei aus der Empfindung des Augenblicks heraus, vor. Er hatte in dieser Kunst nicht seinesgleichen unter den Zeitgenossen.

Erst ganz leise anklingend, dann immer eindringlicher anschwellend, schließlich zu höchster Kraft gesteigert, tönte die hehre Totenklage um Siegfried aus der „Götterdämmerung" in den tausend Stimmen der Crismannin durch den barocken Wunderraum. In genialer Weise schloß sich die kontrapunktische Verarbeitung an. Sie leitete über zu einem zweiten Trauergesange, dem Adagio aus Bruckners VII. Symphonie, niedergeschrieben im tiefen Schmerz über Wagners Hingang. Aus herzzerreißendem Erdenweh führten Bruckners Zauberklänge die gebannten Hörer dann wieder empor zu himmlischer Höhe und Heiterkeit. Ein Zwischenspiel in Händelscher Art verwob sich hierauf mit einem anderen Thema aus der VII. zum jubelnden Preisgesang. Nochmals klang das Walküren- und Siegfried-Motiv aus dem Ring auf, diesmal aber war alle Trauer daraus geschwunden, in großartiger Steigerung fluteten und rauschten, aus allen Registern strömend, sieghaft die erhabenen Akkorde zum strahlenden Ende.

Das war nicht mehr der unbeholfene, schüchterne Bruckner des Alltags; gleich einem Triumphator thronte der Meister an der Orgel, bis die letzten Klänge verhallt waren. Hocherhobenen Hauptes und strahlenden Blickes hatte er wie ein Fels die tosenden und brandenden Tonfluten überragt, mit gewaltiger Körper- und Willenskraft sie beherrscht und gebändigt.

Die Hörer hatten erschauernd gelauscht. Der Organist Stadelmayr, überwältigt von solcher Größe, kniete sich huldigend vor Bruckner nieder. Der aber hob ihn rasch auf und sagte: „Glei stengan S' auf. Vor unserm Herrgott kniet ma si(ch) nieder, net aber vor die Menschen!"

Nach dem Konzert gab es im Gasthof Neudorfer in St. Florian ein fröhliches Beisammensein. Dabei sagte Freund Almeroth dem Meister heimlich ins Ohr: „Wieviel Erzherzoge haben wir, aber nur einen Bruckner!" Der Meister erwiderte: „Sagen Sie's nur laut, daß's jeder hört!" Er spielte dabei auf die beschämende Tatsache an, daß jedes Mitglied des kaiserlichen Hauses durch die „Apanage" wirtschaftlich gesichert war, während er selber, im 65. Lebensjahr (!), vor lauter Privatstunden um des täglichen Brotes willen nicht zum freien Schaffen kam.

Die Erbin seines Klaviers

Bruckner hatte eine Großnichte, die Enkelin seiner Schwester und Tochter des Stadtkapellmeisters Schwalm aus Vöcklabruck. Bei einem Besuche im Jahre 1890 wollte ihm die sechsjährige Laura auf einem alten Klimperkasten — von Bruckner stets als „Nudelbrett" bezeichnet — ihre Künste zeigen. Anfänglich ging alles ganz gut. Als aber der gute Onkel sich zum Vierhändigspielen neben die Kleine ans Klavier setzte, war es geschehn. Umsonst beschwor Bruckner die Verschüchterte, es könne nie und nimmer schief gehn, denn er werde jeden Fehler gleich selber gut machen. Sie war nicht mehr zu bewegen, die Hände auf die Tasten zu legen. Da tröstete Bruckner: „Schau, jetzt bist erst sechs Jahr alt und kannst schon was spielen, siagst, i war schon neune, wiar i angfangt hab! Freut mi," so schloß er, „daß i do(ch) wen hab, der amal mein Klavier brauchen kann." Dann ging er ein „Pupperl" kaufen und beschenkte Laura damit. Er vermachte ihr auch tatsächlich das Klavier, an dem alle seine Symphonien entstanden.

Seiner Majestät dem Kaiser gewidmet

Die VIII. Symphonie Bruckners ist „Seiner Majestät dem Kaiser Franz Joseph I." gewidmet. Marie Valerie, Franz Josephs Lieblingstochter, bestimmte den Vater, die Widmung anzunehmen. Bruckner wurde nahegelegt, mit Hans Richter, dem Dirigenten des Werkes, bei Seiner Majestät Audienz zu nehmen und ihn zum Besuche der Uraufführung geziemend einzuladen. Der Kaiser antwortete, er werde kommen, sofern ihm dies möglich wäre. Bruckner, der bei aller Weltabgewandtheit über einen „gesunden Hausverstand" verfügte, deutete diese Worte ganz richtig: „Dös heißt in der Hofsprach: ‚Ich werd nicht kommen!' Sonst hätt' der Kaiser bestimmt Ja gsagt!"

Der Kaiser bestimmte bei Annahme der Widmung eine Summe von 3000 Gulden aus seiner Privatschatulle für die Drucklegung des Werkes. Zur Aufführung aber erschien er nicht. Er fuhr an diesem Tag zur Jagd nach Mürzzuschlag.

So unselbständig sich Bruckner oft im Alltagsleben gebärdete, in Sachen seiner Kunst blieb er zeitlebens ein unnachgiebiger „echter Mostschädl". Als sein Freund und Gönner Herr von Mayfeld einmal auf die vielen Pausen in seinen Symphonien hinwies, winkte Bruckner ab mit den Worten: „Ja, schaun S' doch den Herrn von Beethoven an, der hat gleich am Anfang der V. Symphonie a Pausen und gleich drauf schon wieder eine!"

Als man ihm ein anderes Mal einwendete, eine Stelle sei ihm doch viel zu lange geraten, da „zog" Bruckner nur ein „Schnoferl" (verzog verächtlich die Lippen) und erwiderte: „So, so, na, dann mach i's halt no(ch) länger!"

Am 23. März 1893 wurde Bruckners III. große Messe (f-moll) im Konzertsaal zu Wien herausgebracht und erzielte einen gewaltigen Erfolg. Als nun anschließend der Hofkapellmeister Doktor Schnabl Bruckner vorschlug, das Werk für den praktischen Gebrauch in der Kirche entsprechend zu kürzen, erhielt er die entrüstete Abfuhr: „I hab's eh kurz gmacht. Wann i alles, was mir zu Ehren Gottes eingfalln is, aufgschriebn hätt', war's no(ch) viel, viel länger wordn!"

Zu seinem fünfzigjährigen Bestande sang der Wiener Männergesangverein am 8. Oktober 1893 durchwegs Widmungen der zeitgenössischen Tondichter. Bruckner, Ehrenmitglied des Vereines, hatte den Chor „Helgoland" beigesteuert. Er erzielte einen Riesenerfolg und wurde allgemein

als die künstlerisch wertvollste Ehrengabe anerkannt. Bruckner, im Frack und mit dem Franz-Joseph-Orden geschmückt, ward außerordentlich gefeiert. Von der Höhe des Dirigentenstandes aus schweifte sein suchender Blick über die jubelnden Hörer, bis er schließlich den Dichter des Wortlautes, Dr. August Silberstein, entdeckte. „Ja, da is er ja, der Doktor, ja, wie soll i Ihnen denn danken, ohne Ihna hätt' i's ja net machen können!" rief er dankbar aus.

Als Bruckner einst seinem Textdichter das eben entstandene Werk zum erstenmal am Flügel vorgespielt hatte, war dieser bedenklich geworden: „Aber die vielen Wortwiederholungen!" Der Meister aber hatte sich entrüstet verteidigt: „Was Wortwiederholungen! Sie Viechskerl, hätten S' mehr dicht!"

Die Druckkosten der Partitur von Bruckners VIII. Symphonie hatte der Kaiser bei Annahme der Widmung durch eine Spende gedeckt. Nun galt es noch, den von Josef Schalk mühe- und liebevoll gearbeiteten Klavierauszug zu verlegen. Der Berliner Verlag Schlesinger, welcher die Partitur herausbrachte, wollte zuerst von einem Klavierauszug überhaupt nichts wissen. Dann erklärte er das von Schalk geforderte Honorar von 200 Gulden für viel zu hoch, da man in Berlin jederzeit ein „Arrangement" für 100 Mark haben könne. Schließlich kam es zur Drucklegung unter der Bedingung, daß der Absatz von 200 Stück Klavierauszügen verbürgt werde. Die geforderte Zahl war nach Jahresfrist nicht bloß erreicht, sondern weit überschritten. Hugo Kaun, der begeisterte Bruckner-Verehrer, damals Musikdirektor in Milwaukee, hatte dies Wunder bewirkt, indem er seinen Schülern den Ankauf des Werkes als Grundlage ihrer Studien empfahl.

Schon im Jahre 1885 war dem Kaiser Franz Joseph I., obwohl er sich wenig auf Musik verstand, die Meisterschaft seines Hoforganisten Bruckner klar zum Bewußtsein gekommen. Am „Leopolditag" (11. November), der damals im Stifte Klosterneuburg zu Ehren des Gründers ganz besonders feierlich begangen wurde, war Bruckner an den Spieltisch geladen worden. Als nun beim Einzug des Kaisers die machtvollen Klänge der großen Orgel aufrauschten und sich immer inniger zur herrlichen Weise des „Gott erhalte!" verklärten, da horchte der Kaiser auf, und freudig bewegt kam es von seinen Lippen: „Ah — der Bruckner!"

Am 31. Juli 1890 spielte Bruckner in Bad Ischl zur Trauung der Erzherzogin Marie Valerie auf besonderen Wunsch die Orgel. Der Obersthofmeister erklärte das eingereichte Thema aus dem Finale von Bruckners I. Symphonie für unpassend und eine Fantasie über die Volkshymne als zu langweilig. „Da hab i halt was Bekanntes gspielt," erzählte der Meister schmunzelnd, „nämlich das große Halleluja von Händel und dazu das Kaiserlied, weil i seinerzeit in London damit so an Erfolg ghabt hab!" Bruckner muß damals ganz großartig gespielt haben. Sogar der Kaiser sprach während der großen Hoftafel mehrmals über diesen unvergeßlichen Eindruck. Bruckner wurde auch den anwesenden allerhöchsten Herrschaften vorgestellt. Dabei war er so verlegen, daß er der Herzogin von Hannover die ihm zum

Gruße gereichte Hand küßte. Ein bitterer Tropfen fiel aber auch in diesen Freudenbecher. Statt der erhofften Auszeichnung bekam er 100 Dukaten in Gold als Ehrensold. Enttäuscht klagte Bruckner: „Da ham s' ma a Rolln Dukaten gschickt, a Geld ham s' ma gebn! I hab's in die Lad einigfeuert, i waß net, liegt's no(ch) drin oder net!"

Ein Weihnachtsgeschenk der Muse

Nach einer guten Wiener Aufführung von Bruckners III. Symphonie im Jahre 1890 schwärmte Oberleithner, damals Bruckners steter getreuer Begleiter, besonders von jener Stelle des Adagio, die „Mysterioso" überschrieben ist. Sie bekundet durch ihre Klarheit und Einfachheit ein reines ungetrübtes Glücksempfinden, freilich ein solches, das nur aus Kampf und Leid geboren wird. Bruckner, darüber befragt, nickte mit verklärter Miene: „Ja, das is mir aber auch an einem Weihnachtsabend eingfalln!"

Sehn S', an das hab i(ch) gar net denkt!

Franz Bayer war seit 1888 Regens chori von Steyr und Musikdirektor. Selber ein ausgezeichneter Orgelspieler, zählte er zu den Lieblingsschülern Bruckners und wurde bei dessen oftmaligen Steyrer Aufenthalten bald sein Freund und Vertrauter. In dieser Eigenschaft hatte er den im Herzen ewig jungen Meister auch auf den mancherlei Brautfahrten in der Umgebung zu begleiten. Sie blieben freilich immer wieder erfolglos, das hinderte Bruckner aber nie, bald darauf sein Glück aufs neue zu versuchen. Als Bayer nun nach einem solchen, freilich sehr höflich überreichten Korb fragte, was denn nun geworden wäre, wenn die Begehrte wirklich „ja" gesagt hätte, da antwortete Bruckner: „Meiner Seel, sehn S', an das hab i(ch) gar net denkt!"

Auch ein „Germanenzug"!

Im Jahre 1890 beim Sängerbundesfeste in Wien wurde Bruckners Widmungschor „Sängerbund" durch den oberösterreichisch-salzburgischen Sängerbund unter dem Bundeschormeister Wilhelm Floderer uraufgeführt. Das war eine schöne Tat des Gedenkens. Gleichzeitig wurde der „Germanenzug" von Mair uraufgeführt. Das war ein häßlicher Fehlgriff des Vergessens. Denn niemand anders denn Bruckner selbst hatte im Jahre 1865 denselben Wortlaut meisterhaft vertont und dem heimischen Bunde gewidmet. Mit Recht schrieb damals der Kritiker Hermann im Wiener „Vaterland" die harten Worte: „Heute zieht man dem Großmeister einen Herrn Mair vor! Und doch ist jeder Takt in Bruckners „Germanenzug" klassisch gegenüber dem gedankenarmen Erzeugnis der mageren Muse jenes Herrn Mair!"

Die Vertonung Mairs ist längst versunken und vergessen. Welch ewige Jugend aber im „Germanenzug" Bruckners waltet, das erwies sich, als er volle sechzig Jahre nach seiner Uraufführung am 2. Oktober 1925 in der Katharinenkirche zu Nürnberg zum Gedächtnis der Gefallenen erklang. Er wirkte „herrlich wie am ersten Tag" wie eine Offenbarung. Kein Auge blieb trocken.

Bruckner weilte im Sommer gerne in Steyr, wo er im geräumigen Stadtpfarrhofe stets gastliche Aufnahme fand. Bei solchen Gelegenheiten war Sepp Stöger sein anerkannter Leibfriseur. Der war selber ein Original und verstand es, den Herrn Professor richtig zu behandeln. Wie in so manchen anderen Dingen des Lebens war Bruckner nämlich auch beim Haarschneiden recht „eigens". Eines Tages konnte es ihm aber auch Stöger nicht mehr nach Wunsch machen. Ärgerlich erhob sich der Meister und ging zu einem anderen Haarkünstler. Der versuchte zunächst mit der eben aufgekommenen Haarschneidemaschine, den Wünschen des hohen Gastes gerecht zu werden. Aber Bruckner rief dem Ahnungslosen empört zu: „Fahrn S' ab mit dem neumodischen Glanklwerk, Sie Hadrawachl, dös macht mi(ch) nur nervös, schneidn S' mit da gwehnlichen Schar!" Gehorsam nahm der Meister Schere und Kamm in die Hand, um dem Kopfhaar die gewünschte Form „à la Fiesco" zu geben. Aber er traf es wieder nicht, denn Bruckner brummte: „I(ch) will meine Haar so kurz als mögli(ch) ohne Kampl mit da Schar gleich auf da Haut abzwickt habn!" Das traf der verschüchterte Nachfahre Figaros nicht. Bruckner stand auf, warf ihm ein Geldstück hin und ging mit halbgeschnittenem Kopfhaar, den Hut in der Hand, reuig zu Stöger zurück. Dort trat er mit den Worten: „Da bin i wieder!" ein und diesmal bewährte der Leibfriseur die gewohnte Meisterschaft aufs neue.

Ehrendoktor der Universität Wien

Es war ein alter, wenngleich uneingestandener Herzenswunsch Bruckners, einen Titel führen zu dürfen, der seiner tatsächlich ungeheuren Gelehrsamkeit entsprach. Zudem war Hanslick Professor an der Universität Wien, Bruckner nur Lektor. Brahms und Richter waren Ehrendoktoren englischer Universitäten. Mit Hangen und Bangen wartete daher Bruckner durch Monate, ob das ihm vom Professorenkollegium der Wiener Universität zugesprochene Ehrendoktorat vom Kaiser bestätigt oder im letzten Augenblick doch noch von Hanslick hintertrieben würde.

Eines Herbstabends saß Bruckner mit einem halben Dutzend getreuer Universitätshörer aus dem Kreise des Richard-Wagner-Vereines auf der „Rohrerhütten", einem Wiener Ausflugsort, gemütlich beisammen. Da brachte Dr. Olauhy die Frohbotschaft, der Kaiser habe das Ehrendoktorat bestätigt. Bruckner stand auf, warf seinen Hut hoch in die Luft und stieß einen hell schallenden Juchzer aus. Als Oberösterreicher begrüßte er im angestammten Ausdruck höchster Freude die neue akademische Würde.

Bei der Promotion waren außer Bruckner und den Würdenträgern der Universität nur zwei Freunde Bruckners anwesend. Nach den Ansprachen des Rektors und Promotors nahm der frisch gebackene Ehrendoktor das Wort. Mit vor Erregung zitternder Stimme brachte er mühsam hervor: „I kann net so schön redn wie meine

Vorgänger, aber wenn i an Orgel da hätt', da könnt ich Ihnen's sagen, was ich jetzt empfind!" Gerade diese paar bescheidenen und doch so stolzen Worte waren die beste Rede der Feier.

Der Festkommers fand im Riesenrahmen der festlich überfüllten Sophiensäle in Wien statt. Der Richard-Wagner-Verein und der akademische Gesangverein hatten ihn prächtig gerüstet. In feierlicher Weise wurde Bruckner von „Gaudeamusern" hiezu abgeholt und in den Saal geleitet. Von Staunen und Freude überwältigt, stand er still, als bei seinem Eintritt nicht endenwollender Beifall aufbrauste und sich alles von den Sitzen erhob. Durch ein Spalier von „feinsten Herrschaften" führte sein Weg zum Ehrenplatz. Eine Flut von Reden und sonstigen Ehrungen folgte. Für die Universität Wien sprach der geistreiche Lehrer des römischen Rechtes, Professor Dr. Exner, und endete mit den berühmten Worten: „Wo die Wissenschaft haltmachen muß, wo ihr unüberwindliche Schranken gesetzt sind, da beginnt das Reich der Kunst. Ich, der Rektor magnificus der k. k. Universität Wien, beuge mich vor dem ehemaligen Unterlehrer von Windhaag!" Es war gewiß einer der stolzesten und glücklichsten Augenblicke in Bruckners demütigem und mühseligem Leben.

Mit Blumen überschüttet

Am 15. Juni 1892 erlebte Bruckners volkstümlichste Symphonie, die IV. (Romantische), in der Wiener Theater- und Musikausstellung unter Josef Schalk eine glanzvolle und bejubelte Wiedergabe. Nachher trafen sich die Vorstandsmitglieder des Richard-Wagner-Vereines mit dem Meister im Gastgarten der Ausstellung. Bruckner war zuerst „grantig", weil Schalk das Eingangsthema zu schnell genommen hätte, und wurde erst wieder „gut", als ihm allseits dankbare Begeisterung entgegenstrahlte. So saß er denn glücklich lächelnd mit dem Rücken gegen das Gartengeländer. Da tauchte über diesem plötzlich eine Frauengestalt auf und überschüttete ihn mit einer duftenden Flut von herrlichen Rosen und Nelken. Es war Frau Fossati, die reizende Inhaberin der bekannten Blumenhandlung auf der Ringstraße. Sie war verschwunden, ehe Bruckner ihr danken konnte. Aber die hellen Tränen der Rührung glänzten ihm im Auge, als er jedem Anwesenden zur Erinnerung mit einem schönen „Buckerl" eine Rose überreichte.

Ewig jung

Am 8. Jänner 1894 — also im 70. Jahre seines Lebens — feierte Bruckner mit seinem Tedeum bei einem Konzerte des Berliner Philharmonischen Chores in der Reichshauptstadt große Triumphe. Er war von den Leistungen so begeistert, daß er laut erklärte, jeder Dame aus dem Chor „a Busserl" geben zu müssen. Richtig stellte er sich auch an der Treppe auf, über welche die Mitwirkenden herunterkamen, und „busserlte" nun der Reihe nach fest drauf los. Acht bis zehnmal hatte er schon seiner Dankbarkeit auf diese nicht alltägliche Art Ausdruck gegeben, da nahte eine Jungfrau mit schon etwas reifen Reizen. Schüchtern ging sie auf Bruckner zu, um ihren Lohn zu empfangen. Der aber drehte sich weg und rief mit weithin hallender Stimme: „Na, die mag i net!" In schallender Heiterkeit versank das Weitere.

Felix Weingartner spielte einmal Bruckner das herrliche Thema des Adagio aus dessen VIII. Symphonie vor. Bruckner hörte aufmerksam zu und sagte dann in seinem unverfälschten Oberösterreichisch: „Sö, dös is aber schen, was is denn dös?“ Als ihm Weingartner erstaunt bedeutete, es sei doch sein eigenes Adagio gewesen, und es ihm zur Bekräftigung nochmals vorspielte, seufzte Bruckner kopfschüttelnd: „Na ja, sehn S', so geht's an, wann ma alt wird, mit die unehelichen Kinder!“

In den letzten Jahren des Lebens war sich Bruckner über seinen bedrohlichen Gesundheitszustand völlig im klaren. So sagte er einmal zu Josef Gruber, seinem Nachfolger an der Florianer Stiftsorgel: „Wia's ma geht? Net besonders guat. Der Arzt gibt mir nur noch zwoa Jahr!" Ein anderes Mal äußerte er demselben Freunde gegenüber: „I trau ma gar net recht, mit der IX. Symphonie anzfanga, denn auch der Beethoven is mit seiner IX. nimmer fertig worden!" Tatsächlich blieb auch Bruckners IX. Symphonie unvollendet. Daher drückte er vor seinem Ableben den Wunsch aus, daß als Schlußsatz seiner IX. das Tedeum aufgeführt werde.

Der Bruckner? Der bin i(ch) ja selber!

Ein Fräulein Mayr überliefert den folgenden rührenden Beweis für Bruckners Bescheidenheit. Sie war in den Neunzigerjahren etwas zu spät in den Wiener Konzertsaal gekommen, wo eben eine Symphonie Bruckners gespielt wurde, und wartete daher nahe dem Eingang auf die erste Pause, um ihren Platz einzunehmen. Vor ihr stand in einem Winkel verborgen ein alter, kleiner, rundlicher Mann in geradezu schäbig einfachen Kleidern, Seehundstiefeln, einen riesigen Kalabreser in der Hand. Er ging in der Musik völlig auf und bemerkte Fräulein Mayr erst, als sie nach Beendigung des ersten Satzes begeistert klatschend an ihm vorübergehen wollte. „Hat's Ihna gfalln?" fragte der Unbekannte. Das Fräulein beeilte sich zu erwidern, es sei eine besondere Verehrerin Bruckners und von der Darbietung tief bewegt. „Wo san S' denn her?" erkundigte sich der gemütliche alte Herr weiter. Auf die Antwort, sie käme aus Oberösterreich und sei eigens zu dieser Aufführung nach Wien gefahren, um womöglich Bruckner zu sehen, wo der aber wohl stecken möge, lächelte der Mann mit dem Kalabreser eigens und sagte: „Der Bruckner? Der bin i(ch) ja selber!"

Am 15. Oktober 1896, drei Uhr nachmittags, trat Bruckner seinen letzten Weg an. Er führte von der durch Berge von Kränzen und Wälder von Blattpflanzen in einen Blumenhain verwandelten Totenhalle des Marktes St. Florian hinauf in die Stiftskirche. Ganz Oberösterreich hatte seine Vertreter entsendet, um dem großen, wenngleich noch nicht voll gewürdigten Sohn das letzte Geleit zu geben. Der Abt des Stiftes führte selbst den Kondukt, der Statthalter von Oberösterreich, der Bürgermeister von Linz, unzählige andere Würdenträger schritten im Trauerzuge. Sämtliche Gesangvereine des Landes waren durch Abordnungen vertreten. Die Liedertafel „Frohsinn" — Linz folgte geschlossen mit umflortem Banner ihrem einstigen Chormeister. Der gesamte Markt St. Florian war auf den Beinen.

Beim Einzug in die Kirche entbot die „Crismannin" ihren Abschiedsgruß mit Klängen aus dem „Parsifal", dem von Bruckner so heiß geliebten Schwanengesang des „Meisters der Meister". Wie einst Herzeloides Sohn war ja auch der Hingegangene ein reiner Tor gewesen und durch Leiden wissend geworden. Nach dem feierlichen Totenamte wurde der Sarg in die Gruft geleitet und dort inmitten geschichteter Totenschädel und Schlüsselbeine bei Fackelflammen und Kerzenflimmer unter Weihrauchwolken und letztem Gebet niedergestellt. Dazu läutete die größte Glocke des Stiftes, wie sonst nur bei Be-

gräbnissen der Äbte. Ihre dumpfen Schläge erschollen zu Recht: Ein König im Reiche der Töne, ein Fürst der musica sacra ging ein in Gottes Gnad. Die Marmortafel unter der Orgel kündet in Erzbuchstaben:

ANTON BRUCKNER
4. 9. 1824 — 11. 10. 1896

Sie bezeichnet die Stelle, wo der gläubige Meister der Auferstehung entgegenschläft. Er ist bei Gott und ruht in Frieden!

Auf Anregung ihres Chormeisters Franz Neuhofer ging die Liedertafel Freistadt daran, im Jahre 1897 — also ein Jahr nach des Meisters Tode (!) — an Stelle eines verblaßten Bildes an der Südseite der alten Schule zu Windhaag an der Maltsch eine schlichte Bruckner-Gedenktafel anzubringen. Das Gebäude war damals im Besitze eines gewissen Peter Gattringer. Als nun eine Abordnung bei ihm vorsprach, um die Erlaubnis zu erbitten, die Spalierbäume etwas auszuschneiden und die Tafel anbringen zu dürfen, stellte er sich zuerst taub. Endlich öffnete er ein kleines Fenster und fragte barsch nach dem Begehr. Auf die höflich vorgebrachte Bitte schrie er höchst erbost die Worte zurück: „Na, wegn den narrischen Kunten laß i ma net meine schön Spalierbäum verschandeln!" und schlug das Fenster zu. Die Tafel mußte am neuen Schulhause angebracht werden. Die „schönen Spalierbäum" wurden kurz darauf sämtlich einem Neuanstrich des Hauses geopfert.

Einzug in Walhall

Am 6. Juni 1937, einem strahlenden Sommersonntag, wurde Bruckners Büste im Ruhmestempel bei Regensburg unter den Klängen der Siegesmusik aus seiner VIII. feierlich und festlich enthüllt. Ein endloser Strom von Festgästen zog daran vorüber, ein Gebirge von Blumen und Gewinden wuchs darum empor. Ganz Regensburg stand drei Tage lang im Zeichen Bruckners und seines Werkes.

So ist denn nach einem Leben voll Verkennung und Demütigung Meister Anton schließlich doch eingegangen in Walhall. Dort in der Ehrenhalle der Größten des Volkes prangt sein Name nun gleichberechtigt neben dem des demütig verehrten Wagner, neben dem des ehrfurchtsvoll bewunderten Beethoven und des leidenschaftlich geliebten Schubert.

Und damit ward vierzig Jahre nach Bruckners Tode erfüllt, was er in seinem ersten selbständigen Werk so schön und eindringlich aus gläubigem Herzen vertonte:

„Wer mutig für das Höchste ficht,
Der geht zu Göttern ein!"

Quellen:

1. Bermanschläger Ludwig: Eine Erinnerung an Bruckner
   „Linzer Volksblatt", 1896, Nr. 237
2. Eckstein Friedrich: Erinnerungen an Anton Bruckner
   Philharmonischer Verlag, Wien, 1924
3. Gräflinger Franz: V. J. v. Wöß über seine Erinnerungen an Bruckner
   „Linzer Volksblatt", 1934, Nr. 36
4. Goellerich August: Anton Bruckner
   Deutsche Musik-Bücherei, Bd. I, Bosse, Regensburg, 1923
5. Goellerich-Auer: Anton Bruckner
   Bosse, Regensburg, 1928
6. Gruber Josef: Meine Erinnerungen an Dr. Anton Bruckner
   Oehsner, Einsiedeln, 1928
7. Giannoni Karl: Erinnerungen an Anton Bruckner
   „Alpenländische Monatshefte", 1924, S. 547—550
8. Hoetzmannseder Josef: Anton Bruckner als Brautwerber
   „Linzer Tagespost", 1930, Nr. 300
9. Klose Friedrich: Bayreuth, Eindrücke und Erlebnisse
   Bosse, Regensburg, 1929
10. Krenn Georg: Jugenderinnerungen an Meister Bruckner
    „Linzer Tagespost", 1924, Nr. 264
11. Kurth Ernst: Bruckner
    Hesse, Berlin, 1925, I.
12. Oberleithner Max: Meine Erinnerungen an Anton Bruckner
    Bosse, Regensburg, 1933, I.

13. Schwerdtfeger Hannes: Anton Bruckners deutsche Wiedergeburt
Oberdonau 1, S. 22—24, Gauverlag Linz, 1938
14. Westarp Antonie: Anton Bruckner, l'homme et l'oeuvre
Paris, 1911
15. Bruckner in Linz
„Linzer Tagespost", 1894, Nr. 106
16. Bruckner-Anekdoten
„Linzer Tagespost", 1904, Nr. 205
17. Bruckner bei Wagner
„Linzer Tagespost", 1923, Nr. 182
18. Erlebnisse mit Anton Bruckner
„Linzer Tagespost", 1935, Nr. 224
19. Dr. Anton Bruckner
„Linzer Volksblatt", 1894, Nr. 202
20. Anton Bruckner in Frankreich und England
„Linzer Volksblatt", 1906, Nr. 232
21. Mayr Mathilde: Begegnungen mit Anton Bruckner
„Volksstimme", 1940, Nr. 318
22. Persönliche Erinnerungen an Bruckner
Franz Bayer, mündliche Überlieferung
23. Persönliche Erinnerungen an Bruckner
Hans Commenda d. Ä., mündliche Überlieferung
24. Persönliche Erinnerungen an Bruckner
Wilhelm Floderer, mündliche Überlieferung
25. Persönliche Erinnerungen an Bruckner
Sepp Stöger, mündliche Überlieferung

Duke University Libraries
D01173616P

L. G. BACHMANN

Bruckner

Der Roman der Sinfonie

Aus einem großen musikalischen Wissen und Empfinden, aus der reinen Erkenntnis des Gottesgnadentums von Bruckners monumentalem Lebenswerk und aus einem warmen, liebevollen Mitgefühl für das mit Leid und Enttäuschungen reich gesegnete Leben des Meisters hat die Schriftstellerin, die dichterisch eine ganz starke Begabung besitzt, ein Lebensbild der Sinfonie geschaffen, wie es in solcher Weise vorher unbekannt war. Landschaft, Menschen, Kunst, sie sind in diesem sprachlich und in der Fülle an dichterischen Vergleichen mitreißend geschriebenen Bekenntnisbuch zu einer ergreifenden Einheit verwoben. *S. L.*

VERLAG H. MUCK, LINZ/DONAU